

SOLIDARITÄT LEBEN

GENDER-INKLUSIVITÄT IN ASIEN

Gibt es in der Kirche einen Platz für Indro und Boa?

YESSI KAPITAN: »SIE SIND WIE LUFT, WICHTIG UND DOCH UNSICHTBAR«

Hongkong – Arbeiten und leben in Zeiten von Corona

EIN TAG OHNE ARBEIT = EIN TAG OHNE ESSEN

Beobachtungen in Ruanda und im Ostkongo



Liebe Leserin, lieber Leser,

ursprünglich wollten wir eine Ausgabe mit dem Schwerpunkt »Gender-Inklusivität in Asien« machen, einen Fokus auf die Situation von LGBTQIA+ (lesbische, schwule, bisexuelle, transgender, queere, intersexuelle und asexuelle Menschen) richten. Doch die Ausbreitung der neuartigen Lungenerkrankung Covid-19 hat in den vergangenen Monaten weltweit einfach alles auf den Kopf gestellt. Die Corona-Krise ist eine globale Herausforderung historischen Ausmaßes. Also gehört sie auch im VEM-Journal thematisiert, zumal die VEM-Gemeinschaft einen Hilfsfonds aufgesetzt hat, um die Mitgliedskirchen, insbesondere in Asien und Afrika, nun zu unterstützen. So haben wir jetzt zwei Themen in diese Ausgabe gepackt.

Was verbindet nun zwei so unterschiedliche Themen wie die Corona-Krise und LGBTQIA+? Vielleicht, wie sich Menschen diesen Themen gegenüber verhalten und welche Stereotype sie haben. Denn wie meine Kollegin Dyah Ayu Krismawati schreibt (Seite 22), es ist leider die Haltung vieler Menschen, vorzuerurteilen, abzulehnen und auszugrenzen. Menschen mit asiatischen Wurzeln werden seit der weltweiten Ausbreitung des Covid-19-Virus in vielen Ländern auf offener Straße geradezu gemieden, angefeindet oder mit rassistischen Äußerungen konfrontiert, weil man sie verdächtigt, das Virus ins Land geschleppt zu haben.

Auch die LGBTQIA+-Gemeinschaft wird in vielen Ländern angefeindet und stigmatisiert und sogar mit dem Ausbruch des Coronavirus in Verbindung gebracht. Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International hat festgehalten, dass in vielen Ländern die Verfolgung von LGBTQIA+ zunimmt. In den Philippinen wurden beispielsweise LGBTQIA+ öffentlich gedemütigt, weil sie angeblich gegen die Ausgangssperren, die in Zusammenhang mit der Corona-Krise verhängt wurden, verstoßen hätten.

Globale gesellschaftliche Solidarität, wie sie in der VEM sichtbar wird, ist eine Antwort auf die Herausforderungen in Krisenzeiten wie den jetzigen. Denn die Corona-Pandemie und ihre Folgen betreffen uns alle. Persönlich wie gesamtgesellschaftlich, wobei das Virus die Länder des Südens noch vor zusätzliche Herausforderungen stellt, denn dort gibt es keine Rettungsschirme in Höhe von Hunderten Euro-Milliarden. Wir sollten diese Krisenzeit als Chance für einen Neuanfang nutzen und uns der wechselseitigen Verbundenheit der Menschen – über soziale und nationale Grenzen hinweg – bewusst werden. Alle Menschen sind schließlich als Ebenbilder Gottes erschaffen: Ausgrenzung, Fremdenhass und Diskriminierung dürfen keinen Platz haben.



Ich wünsche Ihnen trotz »Corona-Krise« eine anregende Lektüre. Bleiben Sie behütet!
Ihre

Brunhild von Local

Brunhild von Local

Titel: Mitarbeitende der Mentawai-Kirche verteilen Lebensmittelpakete an Bedürftige.

Portrait Seite 2: © Fotostudio Kepper / VEM

© Foto Seite 2-3: Yessi Kapitan / VEM

© Foto Seite 2: VEM-Regionalbüro Asien

© Foto Seite 3: AMS; privat



THEMA SOLIDARITÄT LEBEN

04 BRENNPUNKT

UNITED AGAINST COVID-19

06 Yessi Kapitan: »Sie sind wie Luft, wichtig und doch unsichtbar«

Hongkong – Arbeiten und leben in Zeiten von Corona

08 »Mit Gottes Hilfe werden wir Covid-19 überwinden!«

10 Dankbar für jede Hilfe

Wie die Mentawai-Kirche den Menschen bei der Bewältigung der Corona-Pandemie hilft

11 Ein Tag ohne Arbeit = Ein Tag ohne Essen

Beobachtungen in Ruanda und im Ostkongo

GENDER-INKLUSIVITÄT IN ASIEN

12 Gibt es in der Kirche einen Platz für Indro und Boa?

Die Christliche Kirche in Ostjava auf der Suche nach Brüdern und Schwestern innerhalb der LGBTQIA+-Gemeinschaft

14 Mit Liebe und pastoraler Sorge

Die Haltung der Methodistischen Kirche Sri Lankas zur Homosexualität



16 MEDITATION

18 ENTWICKLUNG

Baustein kirchlichen Denkens und Handelns
Vortragsreise von Claudia Jahnelt in Indonesien

28 ARCHIV- UND MUSEUMSSTIFTUNG DER VEM

Die Mission in Zeiten der Pandemie

29 SCHWESTERNGEMEINSCHAFT

Leben als Gemeinschaft mitten im »Social Distancing«
Gedanken in der Corona Zeit

LEBEN IN DER VEM

20 GESICHTER DER MISSION

Pastorin Berthe Nyiransabimana:
Im Leid getragen – beschenkt, um weiterzugeben

22 AUF EIN WORT

»Einer trage des andern Last«

23 AUS DEN VEM-REGIONALBÜROS

Daressalam
Pematangsiantar
Wuppertal

26 PROJEKTE & SPENDEN

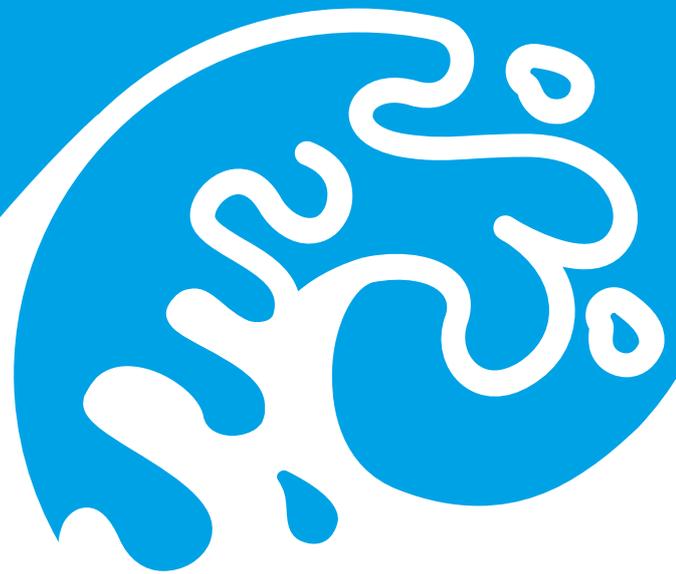
RUBRIKEN

30 SERVICE: Buchtipps

31 IMPRESSUM

32 PROJEKT: Corona-Hilfe

EINE GROSSE WELLE DER SOLIDARITÄT AUS DEUTSCHLAND IN RICHTUNG ASIEN UND AFRIKA



Von Volker Martin Dally

Eigentlich müsste auf dieser Seite nur ein Wort stehen: **CORONA!** Seit einigen Monaten dreht sich in dieser Welt so ziemlich alles um die Auseinandersetzung mit der Pandemie. Wer hätte Anfang des Jahres vermutet, dass wir einmal mit Atemschutzmasken unterwegs sein würden, sei es zum Einkaufen oder bei der Fahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln. Wer hätte vermutet, dass ein Virus das öffentliche Leben nahezu vollkommen lahmlegen wird. Und in all den furchtbaren Auswirkungen, die wir in unserer Umgebung seit Wochen erleben, behaupte ich: Es geht uns gut! Trotz aller Einschränkungen und der fast überall spürbaren Angst, dass es mich oder jemanden aus meiner Familie oder dem Freundeskreis treffen könnte. Mir macht zunehmend mehr zu schaffen, dass ich die Aufregung darüber nur mit Schmerzen hören kann, dass Kinder nicht zur Schule können, Restaurantbesuche erst seit kurzem und nur eingeschränkt möglich und die beliebten Urlaubsländer nicht zu bereisen sind, Konzerte nicht besucht werden können und Theater geschlossen bleiben müssen. »Jammern auf hohem Niveau« hat es einmal ein Politiker bei anderer Gelegenheit genannt. Denn während wir ein Sozialsystem haben, das uns vor der Situation schützt, im wahrsten Sinne des Wortes nichts mehr zu haben, haben Millionen von Menschen in der VEM-Gemeinschaft genau dies: NICHTS MEHR. Während bei uns darüber geklagt wurde, dass Toilettenpapier nicht mehr zu bekommen sei und auch Mehl, Nudeln oder andere Produkte rar wären, erreichten die VEM verzweifelte Hilferufe von denen, deren gesamte Lebensgrundlage wegen der Einschränkungen aufgrund von COVID-19 vernichtet worden ist. Hier in Deutschland kann ich darauf vertrauen, dass im Falle der Erkrankung ein solides Gesundheitssystem mich auffangen wird und ich trotz der Zugehörigkeit zu einer Ri-

sikogruppe gute Chancen habe, weitgehend unbeschadet davon zu kommen. Unsere Schwestern und Brüder in Asien und Afrika teilen uns dagegen mit, dass die Zahlen der Verstorbenen gestiegen sind, aber zugleich darüber nicht offen berichtet werden kann. Denn die Ohnmacht gegenüber der Situation habe dazu geführt, dass an vielen Orten der Bezug zu COVID-19 nicht hergestellt werden dürfe. Zu behaupten, dass es das Problem im Land gar nicht geben würde, ist allerdings auch unter den Politikern der Supermächte des Westens und des Ostens verbreitet.

In der Gemeinschaft der VEM erleben wir eine großartige Solidarität untereinander. Es wurden zu dem Zeitpunkt, als das Virus Europa getroffen hatte, Masken geschickt, die in Tansania genäht worden waren. Indonesische Kirchen haben die Menschen in Hongkong und China versorgt, jetzt haben wir eine große Welle der Solidarität aus Deutschland in Richtung Asien und Afrika. In allem begleitet uns das Beten miteinander und füreinander. Neue Formen der Gemeinschaft durch die moderne Technik werden erprobt und erfolgreich genutzt.

Eine Sorge begleitet mich allerdings in dieser großen Solidarität. Zunehmend höre ich, dass wir »helfen müssen«. Das ist durchaus richtig, aber es nicht zu verbergen, dass diese Haltung bei manchen einem Gefühl der Überlegenheit entstammt. Unsere Hilfe ist nötig und möglich, weil wir in der VEM als internationaler Gemeinschaft einander brauchen, nicht weil eine Seite besser ist als die andere. Dass die Ungerechtigkeit in der Regel systembedingt ist, hat sich ja auch zuletzt in Deutschland gezeigt, als durch die Corona-Krise die Lebensverhältnisse der Arbeitenden in der Landwirtschaft und Fleischindustrie auf dramatische Weise öffentlich wurden. Ich hoffe und bete darum, dass wir hier gemeinsam lernen und bereit zu Veränderungen sein werden.



Volker Martin Dally ist Generalsekretär der Vereinten Evangelischen Mission.

YESSI KAPITAN: »SIE SIND WIE LUFT, WICHTIG UND DOCH UNSICHTBAR«

Hongkong – Arbeiten und leben in Zeiten von Corona



Im Rahmen des »Programms für ausländische Hausangestellte« betreut YESSI KAPITAN seit vier Jahren meist indonesische Haushaltsangestellte in Hongkong. Das Programm haben die dortige Chinesisch-Rheinische Kirche und ihre Partner, zu denen auch die VEM gehört, vor vielen Jahren initiiert. Es sind fast ausschließlich junge Frauen – meist aus Indonesien oder Philippinen –, die für eine bestimmte Zeit an einen chinesischen Arbeitgeber vermittelt werden. Von morgens bis abends müssen sie einkaufen, kochen, putzen, waschen und Kinder hüten. Sechs Tage in der Woche.

Von Yessi Kapitan

Als ich 2016 meinen Dienst begann, wurde Hongkong eine zweite Heimat für mich – so wie für 385.000 ausländische Hausangestellte, die zehn Prozent der Stadtbevölkerung ausmachen. Die Hausangestellten spielen eine wichtige Rolle in der Sonderverwaltungszone und ehemaligen britischen Kolonie im Südosten Chinas, insbesondere für das Wirtschaftswachstum. Hongkong ist bekannt für seine hohen Lebenshaltungskosten, deswegen müssen beide Partner arbeiten und Haushaltshilfen für die Betreuung der Kinder und älteren Menschen sowie für Hausarbeiten anstellen. Aber diese Hausangestellten sind unsichtbar. Sie sind wie Luft, wichtig und doch unsichtbar. Die Corona-Pandemie hat ihre Probleme noch verschärft. Als am 25. Januar 2020 Hongkong wegen Corona den Notstand ausruft, beginnen die Menschen, Masken, Desinfektionsmittel und Artikel für alle Grundbedürfnisse wie Toilettenpapier, Reis usw. zu kaufen. Lieferengpässe treiben die Preise in die Höhe. Mundschutzmasken sind ebenso knapp wie teuer. Die meisten Hausangestellten können sie sich nicht leisten, brauchen sie aber, um Aufgaben wie das Einkaufen für den Haushalt zu erledigen. Einige Hausangestellte bitten ihre Familie, ihnen Masken zu schi-

ckens, und haben damit Erfolg. Andere müssen die unangemessen hohen Versandkosten zahlen. Das macht es für Hausangestellte gleich zu Anfang der Pandemie schwierig, sich gut gegen das Virus zu schützen. Die VEM hat 100 Atemschutzmasken über die Chinesisch-Rheinische Kirche gespendet. Das Missionsbüro der Chinesisch-Rheinischen Kirche 1.250 Stück. Wir haben sie alle an unsere Hausangestellten und auch an andere Hausangestellte und an einige Obdachlose rund um unser Zentrum in Sham Shui Po verteilt. Das indonesische Generalkonsulat in Hongkong hat auch jeder Indonesierin fünf Masken gegeben, aber das reichte natürlich nicht aus, um den Bedarf zu decken.

Sonntags haben sie in der Regel einen freien Tag. Das Programm klärt die jungen Frauen über ihre Rechte als Haushaltshilfen auf, unterstützt und begleitet sie, damit sie selbstbewusster werden und sich im Alltag besser zurechtfinden. Das umfangreiche Fortbildungsangebot soll die Migrantinnen weiter für ihre Arbeit qualifizieren, etwa durch Sprach- und Computerkurse, Koch-, Back- und Nähunterricht. Das Programm organisiert auch Ausflüge in die nähere Umgebung; die Frauen musizieren und tanzen zusammen. Diese Angebote helfen ihnen, ihren schweren Alltag zu bewältigen.

Der erste Corona-bedingte Todesfall in Hongkong sorgte für Angst. Die Regierung kündigte an, den freien Tag von Hausangestellten einzuschränken. Einige Arbeitgeber haben ihren Hausangestellten verboten, das Haus zu verlassen, weil sie draußen einem hohen Infektionsrisiko ausgesetzt sind. Wir beschlossen, unser Zentrum in Sham Shui Po zu schließen und alle Kurse zu verschieben. Das Einzige, was wir zu diesem Zeitpunkt tun können, ist, unsere Kommunikation über WhatsApp aufrechtzuerhalten.

Seit dem 28. März 2020 ist eine Einreise nach Hongkong für Personen ohne Aufenthaltsberechtigung bis auf Weiteres nicht mehr möglich. Auch der Transitverkehr durch Hongkong ist nicht erlaubt. Außerdem verbot Carrie Lam, Regierungschefin der chinesischen Sonderverwaltungszone Hongkong, öffentliche Versammlungen von mehr als vier Personen im Innen- und Außenbereich. Alle Behördendienste wie Visavergabe, Arbeitsgerichte und auch die Einwanderungsbehörde wurden geschlossen. Das betrifft auch alle juristischen Dienste und bedeutet für die Migrantinnen, dass die laufenden Verfahren wegen Corona vorerst nicht fortgesetzt werden können.



Die Entscheidung, die Grenze zu schließen, traf besonders die Migrantinnen. Sie müssen zur Erneuerung ihrer Visa Hongkong verlassen. Durch die Beschränkung öffentlicher Versammlungen war es für Hausangestellte schwierig, einen freien Tag oder Urlaub zu nehmen, da der Park und der öffentliche Raum geschlossen waren. Wer gegen die Versammlungsbeschränkungen verstößt, erhält eine Geldstrafe in Höhe von 2.000 Hongkong-Dollar (umgerechnet ungefähr 230 Euro), und die Versammlungen werden von der Polizei aufgelöst. Einige von ihnen entscheiden sich, den freien Tag im Haus des Arbeitgebers zu bleiben.

Die Protestwellen, die der Corona-Krise vorangingen, haben die Wirtschaft Hongkongs ins Stocken gebracht. Viele Unternehmen, angefangen von Kleinbetrieben bis hin zu Großunternehmen, entscheiden sich dafür, ihre Betriebe zu schließen, ihre Mitarbeiter zu entlassen, unbezahlten Urlaub zu gewähren oder nur die Hälfte des Gehalts zu zahlen. Sie haben also Schwierigkeiten, die Gehälter von Hausangestellten zu zahlen. Diese Situation erlebte auch unsere Familie, als wir gerade im Dezember 2019 ein Kindermädchen für unsere beiden Kinder einstellten. Ende Januar 2020 wurde mein Mann vom Disney Explorer Hotel entlassen, als sie den Park vorübergehend schlossen. Zurzeit hat jeder in Hongkong seine eigenen wirtschaftlichen Probleme.



Als das Virus auch Indonesien erreichte, begannen wir alle, die wir Familien in Indonesien haben, uns Sorgen und Gedanken über die Situation daheim zu machen. Uns ist klar, dass sich die Situation und die Art und Weise, wie unser Land mit der Corona-Krise umgeht, von denen in Hongkong unterscheiden. Diejenigen, die anfangs planten, nach Ende des Vertrags für immer nach Hause zurückzukehren, haben ihren Vertrag verlängert. Denn von zuhause kam die Nachricht, dass auch dort die wirtschaftliche Situation nicht gut ist. In

ihrer Heimat gibt es keine Arbeit und kein Einkommen für sie. Betty ist eine der Hausangestellten, die sich um ihre Familie in Indonesien sorgen. Es wäre fatal, wenn sich das Virus in dem kleinen ostjavanischen Dorf Pujiharjo ausbreiten würde, meint sie. Die medizinische Grundversorgung dort sei schlecht und die Menschen in ihrem Dorf seien nicht auf diese Situation vorbereitet. Die wirtschaftlichen Auswirkungen seien vor allem für

die Bauern verheerend. Betty hat Angst und wegen der Kontaktbeschränkungen müssen unsere persönlichen Beratungsbespräche anders stattfinden: über WhatsApp und SMS. Aber natürlich ist diese Online-Methode anders als ein persönliches Beratungsgespräch. Ich bevorzuge immer noch die persönliche Begegnung: Manchmal beten Betty und ich gemeinsam mit dem nötigen Abstand.

Wir sind vielleicht etwas besorgt über die Situation, aber wir fühlen uns trotzdem sicher. In Hongkong wurden bislang 1.204 infizierte Fälle und sieben Todesopfer gemeldet (Stand: 30. Juni 2020). Die Zahlen scheinen zu bestätigen, dass Hongkong die Corona-Pandemie mittlerweile ganz gut im Griff hat. Dies war auch einer der Gründe, warum ich mich entschieden habe, in Hongkong zu bleiben. Ich habe das Angebot von VEM-Generalsekretär Volker Dally, wegen Corona in die Heimat zurückzufliegen, nicht angenommen. Ich habe mich bewusst dazu entschieden, in Hongkong zu bleiben, um die Hausangestellten in dieser schwierigen Situation zu begleiten.

Als die Regierung die Beschränkung der öffentlichen Versammlungen von vier auf acht Personen lockerte, öffneten wir am 10. Mai 2020 wieder unser Zentrum. »Es ist schön, zurück zu sein und hier wieder etwas machen zu können. Wir alle haben das Zentrum sehr vermisst«, sagt Cici, die seit fast drei Jahren zu uns ins Zentrum kommt. Möge Gott diese »unsichtbaren« Frauen lieben und uns ehren, barmherzige Samariter zu sein (Lukas 10,25-37). ■

Yessy Kapitan ist Pfarrerin der Christlichen Kirche in Ostjava (GKJW) aus Malang. Die Sozialarbeiterin arbeitet seit 2016 als VEM-Mitarbeiterin für das »Foreign Domestic Workers Programme« in Hongkong. Das Programm für ausländische Hausangestellte ist ein Projekt der Synode der Chinesisch-Rheinischen Kirche in Hongkong und wird von der VEM unterstützt.



»MIT GOTTES HILFE WERDEN WIR COVID-19 ÜBERWINDEN!«

Die Pandemie stellt die gesamte Welt vor eine gewaltige Herausforderung. Auch Namibia spürt ihre Auswirkungen in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in der Republik Namibia hat eine ganze Bandbreite von Maßnahmen aufgestellt, um die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Bevölkerung abzumildern.

Von Naomi Kisting und Uhuru Dempers

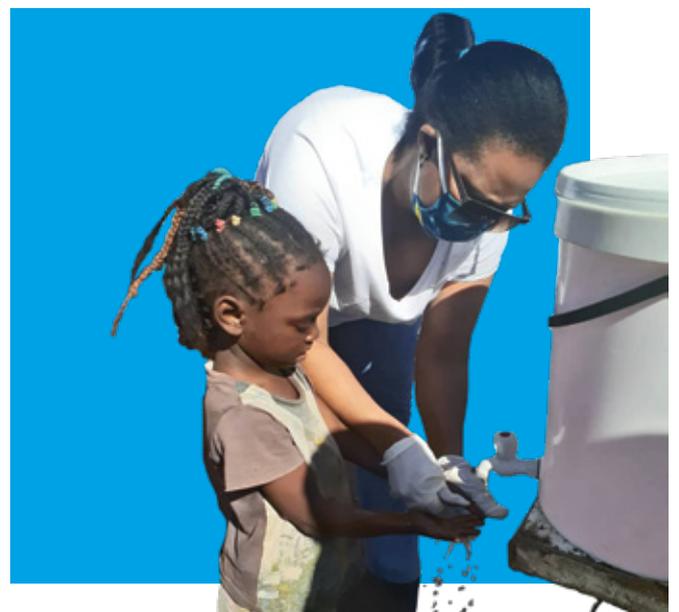
Am 14. März 2020 meldete Namibia seine ersten beiden Fälle von Covid-19. Laut Gesundheitsministerium sind in Namibia 183 Corona-Infektionen bestätigt (Stand 29. Juni). Die Dunkelziffer dürfte um ein Vielfaches höher liegen, denn die Testkapazitäten sind in Namibia sehr gering. »Viele haben Angst um ihre Existenz«, meint Naomi Kisting. Die Beauftragte für Partnerschaften und Projekte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Republik Namibia (ELCRN) zeigt sich besorgt. Die Wirtschaft in Namibia liegt am Boden. Das Land ist bis auf Weiteres für den Tourismus gesperrt. Die sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Corona-Pandemie werden auch in Namibia immer deutlicher. Viele haben bereits ihren Arbeitsplatz und ihr Einkommen verloren. Die Familien sind aufgrund der Beschränkungen nicht in der Lage, ihre Angehörigen zu beerdigen oder sich gegenseitig zu besuchen. Die Gewalt nimmt zu, Hunger und Unterernährung sind für viele Familien eine tägliche Realität. Der Lockdown bleibt vorerst bis Ende September 2020 bestehen. Um die Ausbreitung des Coronavirus weiter einzudämmen, sind beispielsweise öffentliche Versammlungen auf zehn Personen beschränkt, einschließlich Gottesdienste, Hochzeiten, Beerdigungen und Versammlungen.

Was ist geschehen seit dem 14. März 2020, als Namibia seine ersten beiden Covid-19-Fälle meldete? Seit Ankommen der Corona-Pandemie in Namibia hat die ELCRN das »Covid-19-Projekt« ins Leben gerufen, um die weitere Ausbreitung des Virus zu verhindern und Projekte zu fördern, die die Grundversorgung der Bevölkerung sichern. Dafür hat die ELCRN 48.000 Euro aus dem mittlerweile mit über 1,5 Millionen Euro bestückten VEM-Hilfsfonds »United against Covid-19« bekommen. Für die Koordination hat die Kirche ein Team gebildet: Patrick Jaarsaak (Aids-Programm / ELCAP der Kirche), Naomi Kisting (Beauftragte für Partnerschaften und

Projekte) und Uhuru Dempers (Abteilung für Soziale Entwicklung). Das dreiköpfige Team arbeitet eng mit verschiedenen Ministerien, der Zivilgesellschaft und anderen Partnern zusammen. Hier einige der vielen verschiedenen Initiativen, die das Team seitdem angestoßen hat:

Bewusstseinsbildung und Aufklärung zur Sensibilisierung der Bevölkerung

Im Rahmen des Covid-19-Projektes der ELCRN wurden 90 Freiwillige ausgebildet. Das Gesundheitsministerium hatte sich bereiterklärt, die Freiwilligen zu schulen und die Logistik zu übernehmen. »Die Freiwilligen sollen aufklären und die Bevölkerung für das Thema sensibilisieren«, sagt Naomi Kisting. »Wir haben zunächst mit 15 Gemeinden aus drei Kirchenkreisen – Usakos, Windhuk und Marienthal – angefangen.



© Fotos: ELCRN / VEM

Später haben wir das auf alle sechs Kirchenkreise ausgedehnt«, so Kisting weiter. Ausgestattet mit Schutzmaske, Handschuhen, Namensschild und einer umfangreichen Materialmappe mit wichtigen Informationen rund um das Coronavirus, Merkblättern zu Hygiene-Tipps, Verhaltensempfehlungen, Beratungsdiensten, Notfallnummern, gesetzlichen Vorschriften für den Ausnahmezustand, Präventionsmaßnahmen und Plakaten unterstützen diese Freiwilligen damit den Kampf gegen die Ausbreitung des Coronavirus und helfen dabei, die Menschen in allen Kirchenkreisen der ELCRN wirksam zu schützen. »Da viele Haushalte kein fließendes Wasser haben, um regelmäßig die Hände mit Seife zu waschen, liegt in der Mappe auch eine Anleitung, wie man eine lokale Handwaschstation baut, sogenannte Tippy-Taps«, ergänzt Naomi Kisting.

Zugang zu diagnostischen Tests

Das ELCRN-Projektteam arbeitet auf nationaler, regionaler wie lokaler Ebene eng mit dem Gesundheitsministerium und anderen Ministerien zusammen. So hat die Kirche beispielsweise der Regierung ihren ELCAP-Bus zur Nutzung als mobiles Behandlungszentrum angeboten. Die Kirche ist auch landesweit bei der Suche nach geeigneten Einrichtungen behilflich, die von der Regierung als Isolier- und Quarantänestationen genutzt werden können.

Eintreten für die am stärksten gefährdeten Menschen: Informeller Sektor darf wieder Handel treiben

Durch den Lockdown sind die Menschen aufgefordert, möglichst zuhause zu bleiben. Das wirkt sich vor allem auf das Leben derjenigen Menschen aus, die kein geregeltes Einkommen und keine soziale Absicherung haben. Der informelle Handel ist dadurch besonders stark betroffen. Für viele Menschen ist der informelle Sektor aber eine wichtige Einkommensquelle. »Wir freuen uns, dass sich das ELCRN-Projektteam in Zusammenarbeit mit verschiedenen Ministerien und zivilgesellschaftlichen Organisationen erfolgreich dafür eingesetzt hat, dass die informellen Händler wieder Handel treiben dürfen«, sagt Uhuru Dempers. Die meisten Märkte in den großen und kleinen Städten wurden wieder geöffnet und die Händler können wieder ihre Waren in den Straßen verkaufen – bei Einhaltung der Verhaltensregeln und -empfehlungen zum Schutz vor dem Coronavirus.

Einführung eines Notfall-Einkommenszuschusses und eines Konjunktur- und Hilfspakets

Die Corona-Pandemie wirkt sich verheerend auf alle sozialen und wirtschaftlichen Bereiche aus. Uhuru Dempers vom Corona-Task-Force-Team führte mehrere intensive Gespräche mit Finanzminister Ipumbu Shiimi, um die Einführung eines einmaligen Notfall-Einkommenszuschusses für die am stärksten gefährdeten Bürgerinnen und Bürger zu besprechen, darunter alle formell und informell Beschäftigten, die ihren Arbeitsplatz verloren haben, auch Bauern, die erhebliche

Einkommensverluste hatten. Finanzminister Ipumbu Shiimi nahm sich viel Zeit, um die einzelnen Schritte zu erläutern. »Wir sind glücklich und erleichtert, dass dank unserer Bemühungen in Zusammenarbeit mit weiteren Akteuren bisher über 500.000 Bürgerinnen und Bürger den einmaligen Notfall-Einkommenszuschuss von 750 Namibischen Dollar erhalten haben«, versichert Uhuru Dempers. Leider gebe es immer noch rund 200.000 Anträge, die bearbeitet werden müssen, sagt Dempers. Obwohl die Frist für neue Anträge abgelaufen sei, habe der Finanzminister versprochen, dass alle diejenigen, deren Antrag abgelehnt worden sei und die Einspruch eingelegt hätten, ihre Zahlungen noch erhielten. Und, der Finanzminister wolle auch denjenigen entgegenkommen, die keine Mobiltelefone und Ausweisdokumente besitzen und daher keinen Antrag stellen können.

Unterstützung bei der Herstellung von Masken

Auch Namibia hat eine landesweite Maskenpflicht zur Eindämmung des Virus eingeführt. Daher ist die Nachfrage nach Mund- und Nasenschutzmasken hoch. SOFIMA, das Nähprojekt der ELCRN, wandte sich an das Ministerium für Industrialisierung, Handel und KMU (Kleine und Mittlere Unternehmen)-Entwicklung, um Masken für das öffentliche Beschaffungswesen herzustellen. Gegenwärtig produziert SOFIMA 3.000 Masken für das ELCRN-Covid-19-Projekt, insbesondere für die Freiwilligen und ELCRN-Mitarbeitenden. SOFIMA hat gute Chancen, die Regierungsausschreibung für die Herstellung von 10.000 Masken zu gewinnen.



»Wir beten weiterhin für unsere Partner in aller Welt und danken ihnen für ihre Gebete, ihre Unterstützung und ihre finanzielle Hilfe bei der Durchführung dieser Projekte. Wir werden Covid-19 mit Gottes Hilfe überwinden!« Davon sind Naomi Kisting und ihr Team überzeugt. ■

DANKBAR FÜR JEDE HILFE

Wie die Mentawai-Kirche den Menschen bei der Bewältigung der Corona-Pandemie hilft

Von Friska Simamora

Das Coronavirus ist auf Sipora angekommen. Die Insel gehört zu den Mentawai-Inseln, einer zu Indonesien gehörigen Inselgruppe südwestlich von Sumatra. Seitdem hat die Regionalregierung verschiedene Maßnahmen getroffen, um Infektionsketten zu unterbrechen und die Ausbreitung des Coronavirus zu verhindern.

Die Christlich-Protestantische Mentawai-Kirche (GKPM) hat von dem VEM-Hilfsfonds »United against Covid-19« 10.000 Euro erhalten und eine Reihe von Maßnahmen angestoßen, um denjenigen auf der Inselgruppe zu helfen, die das Virus am meisten geschwächt hat. Dabei stand das Corona-Team der GKPM vor großen Herausforderungen. Während des Lockdowns war beispielsweise der Verkehr zwischen den Inseln eingestellt. Das hat sich auf den Warentransport für die einzelnen Distrikte ausgewirkt. Daher beschloss das Corona-Team der Kirche, dass die Verteilung der Spenden in jedem Distrikt eng mit dem jeweiligen Ortspfarrer abgestimmt werden sollte. Im Allgemeinen wurden die Menschen in den Gemeinden der GKPM mit den Mitteln des VEM-Hilfsfonds »United against Covid-19« ausreichend versorgt. Tatsächlich konnten aber nicht alle Gemeindeglieder eine Spende aus dem Notfallfonds bekommen. Wegen der knappen Mittel musste das Corona-Team der Kirche Prioritäten setzen.

In Zeiten von Corona müssen viele Menschen in GKPM-Gemeinden mit weniger Geld auskommen. So hat das Corona-Team der Kirche für die Betroffenen ein Hilfspaket mit den nötigsten Grundnahrungsmitteln wie Reis, Zucker, Tee, Speiseöl, aber auch Seife und Schutzmasken zusammengestellt. Die Hilfspakete waren vor allem für die älteren Bewohner in den umliegenden Dörfern der Stadt Sikakap und für Mitglieder der Pogari-Gemeinde bestimmt, die in Quarantäne waren.



Schutzkleidung wie Mäntel, Gummistiefel und Handschuhe werden vor allem an die jeweils Ältesten verteilt, damit sie die kirchlichen Gebäude desinfizieren können. Schutzanzüge und Einweghandschuhe werden auch an medizinisches Personal sowie an Pastoren und Älteste ausgegeben.

Rut Uli Saogo ist Witwe und Mitglied der Sikakap-Gemeinde. Sikakap ist eine Stadt auf der indonesischen Insel Nordpagai, die zu den Mentawai-Inseln vor der Westküste Sumatras gehört. Die 77-Jährige hat einen sieben Kilogramm schweren Sack Reis im Rahmen des VEM-Hilfsfonds »United against Covid-19« bekommen. Als sie anfängt, über ihre Gefühle zu sprechen, spiegelt sich das Glück auf ihrem Gesicht wider. »Ich bin wirklich sehr dankbar für die Unterstützung durch die VEM. Zuerst dachte ich, dass die GKPM-Gemeinde mich so reich beschenkt hat. Aber es war die VEM. Ich habe den Sack Reis unter meiner eigenen Familie und der meines Bruders aufgeteilt. Ich bin unendlich dankbar für diese kleine Gnade. Ich wollte diesen Segen mit meinen Kindern teilen, die in Not sind. So sind meine Kinder und die meines Bruders gesegnet und glücklich. So wie ich.« Stimmen wie diese von Rut Uli Saogo hört man zurzeit häufig auf den Mentawai-Inseln. Die Menschen sind einfach dankbar für jede Hilfe. ■



Friska Simamora ist Pfarrerin der Christlich-Protestantischen Mentawai-Kirche (GKPM) und Kontaktperson für Evangelisation der VEM.

EIN TAG OHNE ARBEIT = EIN TAG OHNE ESSEN

Beobachtungen in Ruanda
und im Ostkongo

Von David Fechner

Anfangs wurde das Corona-Virus in Afrika allgemein und auch hier in der Region als ausländische Krankheit abgetan. Schwarze könnten sich gar nicht infizieren, hieß es. Als dann der erste Fall in Ruanda bestätigt wurde, machten sich schlagartig eine große Nervosität und auch Angst breit. Die Regierung reagierte entsprechend. Innerhalb eines Tages waren alle Schulen und Kirchen geschlossen, nach einer Woche herrschte die absolute Ausgangssperre. Die Zustimmung in der Bevölkerung war groß, wurde doch Ruanda in der Welt für seine schnelle Reaktion gelobt. Doch als die Wochen vergingen, verschlechterte sich auch nach und nach die Stimmung. Wer Ruanda kennt, weiß, dass es nicht leicht ist, das tatsächliche Bild der Stimmung der Bevölkerung einzufangen. In diesem Fall war es dennoch möglich, die schwindende Zustimmung zu beobachten. Die Not wuchs und damit auch die Verzweiflung. Dass massenhaft Menschen wegen »Missachtung der Ausgangssperre« verhaftet und ihnen Geldbußen auferlegt wurden, war ab einem gewissen Zeitpunkt für viele Leute nicht mehr nachvollziehbar. Denn, so fragten die Menschen hinter vorgehaltener Hand, was sollten sie denn tun? Zu Hause sitzen, bis sie selbst und ihre Kinder verhungert waren? Eine wirkliche Antwort kam von der Regierung nicht. Zwar wurden vereinzelt Essenverteilungen organisiert, jedoch waren diese eher punktuell.

Die Lockerung der totalen Ausgangssperre nach sechs Wochen war ein Befreiungsschlag. Leider wurde »Lockerung« weitgehend mit »Aufhebung« gleichgesetzt. Nach weiteren vier Wochen wurden Überlandfahrten und Mototaxis (die ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Bevölkerung sind) wieder zugelassen. Seitdem geht das Leben zunehmend seinen gewohnten Gang, Maskenpflicht und Ausgangssperre ab 21 Uhr sind jedoch weiterhin in Kraft. Da Grenzen und Flughäfen weiterhin geschlossen sind, bleibt die Zahl der Neuinfektionen dennoch



© Foto: Richard Madete / VEM

Die VEM-Mitgliedskirchen in Ruanda (EPR & EAR) suchen nach Möglichkeiten, Kleinbauern im Distrikt Kamonyi dabei zu unterstützen, ihre Produkte auch während der Corona-Quarantäne zu vermarkten.

relativ gering. Für die ruandische Bevölkerung war und ist Covid-19 weniger eine Gesundheits- als eine Wirtschaftskrise.

Ähnliches gilt für den Ostkongo. Die Demokratische Republik Kongo verzeichnete zwar bislang über 4.000 Fälle, die jedoch fast alle in Kinshasa auftraten. Im Süd- und Nord-Kivu sind es »nur« einige Dutzend. Dass die Maßnahmen um so vieles strenger ausfallen als während der Ebola-Epidemie, ist auch hier für viele Menschen nur schwer nachvollziehbar. Mobilität sowie offene Grenzen sind für die Menschen überlebenswichtig. Allein der Grenzübergang Gisenyi-Goma (Ruanda-Demokratische Republik Kongo) wird in normalen Zeiten bis zu 100.000 Mal am Tag passiert. Das Epizentrum von Covid-19 hat sich in Ruanda mittlerweile von Kigali nach Kamembe verlagert. Kamembe grenzt an das kongolesische Bukavu, weshalb die Hoffnung einer baldigen Grenzöffnung in weitere Ferne rückt.

Immobilität, geschlossene Grenzen und der allgemeine Stillstand haben für die Menschen in Ruanda wie im Kongo fatale Folgen. Auch wenn das ein globales Problem ist, gibt es einen gravierenden Unterschied zu Europa: Eine soziale Absicherung durch den Staat ist hier kaum oder gar nicht gegeben. Für den überwiegenden Teil der Menschen bedeutet ein Tag ohne Arbeit auch ein Tag ohne Essen. ■



David Fechner arbeitet als Friedensfachkraft in Kigali, Ruanda.

GIBT ES IN DER KIRCHE EINEN PLATZ FÜR INDRO UND BOA?



Die Christliche Kirche in Ostjava auf der Suche nach Brüdern und Schwestern innerhalb der LGBTQIA+-Gemeinschaft



Ich solle, so sagen mein Vater, meine Nachbarn, meine Freunde, mich hingezogen fühlen zu Frauen, aber mein Herz erzittert, wenn ich das hübsche Gesicht meines männlichen Freundes sehe. Warum hat Gott mich anders erschaffen?



Indro, 39 Jahre



Meine Eltern haben mich gezwungen, mit meinen Jungenfreunden zu spielen. Wenn ich das getan habe, nannten meine Jungenfreunde mich ›banci!‹ (Transvestit). Dabei ahmten sie meine Sprechweise und meine Bewegungen nach, während sie lachten, was mir wehtat. Ich frage mich, wer denn bereit sein könnte, mein Freund zu werden und mich so zu akzeptieren, wie ich bin? Wird auch Gott mich lieben?



Boa, 35 Jahre

Von Nicky Widyaningrum

Die Geschichte der LGBTQIA+*

Es ist nicht einfach, in der indonesischen Gesellschaft ein LGBTQIA+ zu sein – obwohl die Gemeinschaft der LGBTQIA+ in Indonesien keine neue Realität darstellt. In der Welt der traditionellen Kunst Ostjawas war sie in der Vergangenheit sehr präsent.

So wie die Tanzgruppen des *Reog* in Ponorogo (eine traditionelle regionale Tanzform in der Stadt Ponorogo, Ostjava), die von einem sogenannten *Warog* angeführt werden. Dies ist ein Mann, der mit einer Frau verheiratet ist, aber zur Erlangung mystischer Kraft keine sexuellen Beziehungen mit einer Frau, sondern nur mit einem Mann eingehen darf, der *Gemblak* heißt. Transgender treten ebenfalls traditionell in einigen Tänzen auf, beispielsweise beim *Gandrung*, einer Art von öffentlicher Tanzaufführung, die vor allem in Banyuwangi, Ostjava, populär ist. Anfangs waren die Tänzer des *Gandrung* als Frauen verkleidete Männer, weil dieser Tanz Frauen verboten war. Heute wird er zumeist von Frauen aufgeführt. Eine weitere traditionelle Kunstform der ostjavanischen Gesellschaft ist *Ludruk*, ein Volkstheater, bei dem früher Männer (die sogenannten *Tandhak*) weibliche Rollen spielten. Einige Künstlergruppen halten bis heute daran fest, dass *Ludruk*-Spieler von Transgender gespielt werden müssen. Der *Remo*-Tanz ist ein weiterer traditioneller Tanz, der von einem gut aussehenden und tapferen Fürsten erzählt, aber heute öfter von Frauen getanzelt wird, die als Mann gekleidet und geschminkt sind.

Ablehnung und Diskriminierung

Die Situation änderte sich, als sich »die neue« Religion (die konservative Rückbesinnung auf die wahren Wurzeln der Religion im Islam und Christentum ab den 1950ern, und intensiver in den späten 1990er Jahren) in der Gesellschaft ausbreitete. Dede Oetomo (Sozialwissenschaftler und Schwulenaktivist, geb. 1953) stellte heraus, dass in den Jahren 1950 bis 1960 extremistische religiöse Gruppen die Führer der traditionellen (Transgender-) Religion der Bugis (in Süd-Sulawesi) angriffen und misshandelten. Dies geschah (bereits erheblich früher) im Gebiet der Toraja (Zentral-Sulawesi), als sich das Christentum ausbreitete und ein neues religiöses Denkmuster aus dem Westen Bezugspunkt und Norm wurde. Man begann, traditionelle Denkweisen wie die Akzeptanz der Vielfalt der indigenen Geschlechtsidentität (indigenous gender identity) und der sexuellen Orientierung als Abweichung und Sünde zu betrachten.

Die Besonderheiten, die die LGBTQIA+-Gemeinschaft auszeichnen, erfüllten allmählich nicht mehr die Standards der Normalität, wie sie von einer Gesellschaft festgelegt werden, die stark heteronormativ geprägt ist. In einer solchen Umgebung entstanden schnell Homophobie (Schwulenfeindlichkeit) und Transphobie (Angst vor Personen und ihrem Lebensstil, die transsexuell sind oder eine Transgender-Geschlechtsidentität haben) in den Lebensumfeldern der LGBTQIA+-Gemeinschaft, sei es in Familie, Schule, Arbeitsplatz, dem öffentlichen Raum oder Gebetsstätten. LGBTQIA+ werden ungerecht behandelt, stigmatisiert und diskriminiert (kein Recht, etwas zu lernen, zu arbeiten und ihre Religion auszuüben). Verbale, sexuelle wie physische Gewalt begleiten sie ein Leben lang.

Die Kirche des Suchens nach unseren Brüdern und Schwestern

Wie geht die Kirche mit all dem um? Gibt es in der Kirche einen Platz für Indro und Boa? Oder ist die Kirche so etwas wie ihr Gerichtssaal geworden?

»Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.« (Johannes 1,14) Das Ereignis der Inkarnation Jesu Christi auf der Erde, seine Menschwerdung und dass er ein Freund der gesamten Schöpfung Gottes geworden ist, hat die Christliche Kirche in Ostjava (GKJW) inspiriert, eine Kirche des *golek sedulur* zu werden. *Golek* bedeutet im Javanischen »suchen«. Suchen ist ein aktives Verb,

das Initiative und Aktion ausdrückt. *Sedulur* heißt im Javanischen Brüder und Schwestern. Das Wort »Geschwister« hat für Javaner eine besondere Bedeutung. Laut Bambang Ruseno Utomo entspricht es der Situation, in der Jesu Mutter und Brüder ihn finden, nachdem sie ihn gesucht und draußen auf ihn gewartet haben. »Als er noch zu dem Volk redete, siehe, da standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er streckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.« (Matthäus 12, 46-50)

Die hier genannten »Brüder und Schwestern« sind alle, die mit ihren verschiedenen Hintergründen (Religion, Rasse, Ethnie, sexuellen Ausdruck und Orientierung) gemeinsam danach streben, den göttlichen Willen auszuführen.

Eine Kirche, deren Mitglieder Christus zum Vorbild haben und als wahre Geschwister für die Welt, für Liebe und dauerhaften Frieden kämpfen.

Eine Kirche, die stets bestrebt ist, sich an die Seite ihrer Geschwister zu stellen, die anders sind, und die mitleidet bei all dem, was ihre Geschwister an Leid erfahren.

Eine Kirche, die in der Vergangenheit gründet und aus ihr lernt und bestrebt ist, eine Gemeinschaft zu formen, in der Gastfreundschaft, Toleranz und Inklusivität das Klima prägen.

Eine Kirche, die sich auf den Weg gemacht hat, ihre Geschwister zu suchen, bis für Indro, Boa und ausnahmslos alle Geschöpfe Gottes Gerechtigkeit geschaffen ist. ■



Nicky Widyaningrum ist Pfarrerin der Christlichen Kirche in Ostjava (GKJW), Indonesien.

© Foto: Malte Hausmann / VEM

LGBTQIA+ (lesbische, schwule, bisexuelle, transgender, queere, intersexuelle und asexuelle Menschen) In vielen Ländern werden die Menschen, die LGBTQIA+ sind, immer noch diskriminiert und ausgegrenzt. Auch in Deutschland.

DIE HALTUNG DER METHODISTISCHEN KIRCHE SRI LANKAS ZUR HOMOSEXUALITÄT

Von Duleep Fernando

Die Antwort der Kirche auf die Frage der Homosexualität ist für Christen, insbesondere im Westen, zu einem brennenden Problem geworden. Bis zum 19. Jahrhundert wurde Homosexualität in der Kirche nicht akzeptiert. Seit dem 20. Jahrhundert vertreten jedoch viele westliche Kirchen eine andere Auffassung. Homosexualität wird nicht mehr als Sünde betrachtet, sondern gilt als etwas Normales für diejenigen, deren sexuelle Orientierung sich von der Mehrheit unterscheidet. Es wird argumentiert, dass Menschen mit einer homosexuellen Orientierung die Freiheit haben sollten, ihrer Sexualität in homosexuellen Handlungen Ausdruck zu verleihen. Sie müssen alle kirchlichen Rechte erhalten, einschließlich des Rechts auf kirchliche Trauung. Die westliche Kirche ist in dieser Frage gespalten, es kam deswegen sogar zu Glaubensspaltungen.

Die Lage in Sri Lanka

Die Situation in Sri Lanka ist ganz anders. Das Gesetz in Sri Lanka verbietet homosexuelle Handlungen. Es handelt sich um eine Straftat, die mit Geldstrafen und sogar mit einer Gefängnisstrafe geahndet wird. Das Gesetz wird jedoch nur selten angewendet. Seit fast 50 Jahren sind keine Fälle vor Gericht bekannt geworden, in denen Menschen wegen homosexueller Aktivitäten unter einwilligenden Erwachsenen angeklagt wurden. Homosexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen und Minderjährigen wurden jedoch als Straftaten verfolgt und mehrere Personen wegen dieser Art von Kindesmissbrauch verurteilt. Da das Gesetz noch immer in Kraft ist, schämen sich viele Homosexuelle, ihre Orientierung zuzugeben. Sie befürchten, in unserer von Scham dominierten Kultur ausgegrenzt zu werden. Daher sind die meisten von ihnen heimliche Homosexuelle.

In jüngerer Zeit ist die LGBTQIA*-Gemeinschaft jedoch aktiv geworden, auch wenn die meisten ihrer Aktivitäten bisher verdeckt durchgeführt wurden. Bestimmte Organisationen führen die Arbeit in dieser Gemeinschaft an, und seit 2005 finden

Veranstaltungen wie »Colombo Pride« statt. Dieses Event besteht hauptsächlich aus Konzerten, Musicals und Paraden. Die Organisationen bieten auch Beratung und Unterstützung für die LGBTQIA+-Gemeinschaft an. Wie Human Rights Watch berichtet, werden Homosexuelle in Sri Lanka diskriminiert, wenn sie versuchen, Arbeit, Unterkunft und medizinische Versorgung zu erhalten. Im Jahr 2008 weigerte sich Sri Lanka, die UN-Erklärung zu unterzeichnen, in der die Mitgliedsstaaten aufgefordert werden, Homosexualität zu entkriminalisieren.

Die Kirche in Sri Lanka

In der Kirche in Sri Lanka war Homosexualität bisher kein Thema. Sie steht in den kirchlichen Überlegungen nicht im Vordergrund und wird in kirchlichen Seminaren und anderen Foren nicht diskutiert. Es wurden Forderungen laut, die Kirche solle Menschen mit unterschiedlichen sexuellen Orientierungen die Freiheit geben, ihre Sexualität zu leben, aber es gab viel Widerstand gegen diese Ansichten, und die Kirchen sind fest entschlossen, die traditionelle Haltung zur Homosexualität beizubehalten. Einem bekennenden Homosexuellen wird weder ein Amt noch eine Leitungsfunktion in der Kirche übertragen. Es gab vereinzelt Fälle von Homosexualität, aber diese wurden nicht öffentlich gemacht, sondern nur im üblichen innerkirchlichen Disziplinarverfahren behandelt.

Die Ablehnung der Homosexualität durch die Kirche gründet nicht nur auf der Auslegung einiger Bibelstellen, sondern auch auf den biblischen Aussagen zu Sex und Ehe. Gott hat gesagt: »Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.« Deshalb schuf er eine Frau und schenkte sie ihm, damit er sein Leben mit ihr teilen und intellektuell, emotional, geistig und kör-

* LGBTQIA+ (lesbische, schwule, bisexuelle, transgender, queere, intersexuelle und asexuelle Menschen) In vielen Ländern werden die Menschen, die LGBTQIA+ sind, immer noch diskriminiert und ausgegrenzt. Auch in Deutschland.



perlich mit ihr vereint sein konnte. Er schuf Menschen – männlich und weiblich, mit unterschiedlichen sexuellen Identitäten. In der Ehe ergänzen sich zwei Menschen und teilen ihr gemeinsames Leben. Sie verlassen Vater und Mutter und binden sich an ihren Partner und werden »ein Fleisch«. Letzteres ist erreicht, wenn sie sexuell miteinander verbunden sind. Der Geschlechtsakt ist ein Symbol für die eheliche Verbindung dieser beiden Menschen.

Da Menschen leibliche Geschöpfe sind, ist ihre Vereinigung vollendet und besiegelt, wenn ihre Körper zusammenkommen. Durch die Verschiedenheit ihrer Körper ergänzen sie einander und werden im Geschlechtsakt zu einer Einheit. Männliche und weibliche Körper bringen etwas Einzigartiges in ihre sexuelle Vereinigung ein. Sex ist Gottes Geschenk an die Menschen, und die von Gott gewollte Bedeutung des Geschlechtsaktes kommt ihm nur in der Ehe zu.

Geschlechtsverkehr ist auch das Mittel zur Fortpflanzung, Sex kann neues Leben bringen. Es ist Gottes Mittel, Kinder in die Welt zu bringen. Nicht jeder Geschlechtsakt zielt darauf ab, Kinder zu zeugen. Dennoch ist diese Möglichkeit ein wichtiger Aspekt des Geschlechtsverkehrs, wie er ursprünglich von Gott vorgesehen war. Sich auf Sex einzulassen, der nicht dem Zweck der Sexualität entsprechen kann, bedeutet, den Auftrag zu leugnen, den Gott mit der Sexualität verbunden hat. Daher bleiben sexuelle Beziehungen zwischen Schwulen weit hinter Gottes Plan zurück. Sie sind unvereinbar mit Gottes Plan für die Ehe, nämlich dass die Ehepartner »ein Fleisch« werden.

In Sri Lanka bilden die Christen in einem überwiegend buddhistischen Land eine Minderheit. Wir haben auch größere hinduistische und muslimische Gemeinschaften. All diese Religionen verurteilen die Homosexualität. Wenn wir Christen Homosexualität gutheißen, wird dies unser Zeugnis gegenüber den Nichtchristen in unserem Land beeinträchtigen. Vor einigen Jahren brachten einige verwestlichte Politiker den Vorschlag ein, Homosexualität zu entkriminalisieren. Viele buddhistische Geistliche sowie Geistliche anderer Religionen lehnten diesen Gesetzentwurf ab, und er wurde eilig zurückgezogen. Viele Buddhisten sind der Meinung, das Christentum sei eine importierte Religion – ein Produkt des westlichen Imperialismus. Leider übernehmen viele Christinnen und Christen die kulturellen Gepflogenheiten westlicher Länder. Wir in Sri Lanka haben den christlichen Missionaren, die das Evangelium in unser Land brachten und hier Kirchen gründeten, viel zu verdanken. Einige dieser Missionare brachten jedoch mit dem Evangelium auch ihr »kulturelles Gepäck«. Viele Christen übernahmen auch die westliche Kultur der Missionare. Das macht einen schlechten Eindruck auf Nichtchristen, die die Christen in diesem Land für Fremde halten, die blind den Westen imitieren. Verantwortungsbewusste Christen be-

mühen sich um einen Lebensstil, der mit der sri-lankischen Kultur im Einklang steht und in der heimatlichen Erde verwurzelt ist. In unseren Gottesdienstformen, unserer Unterhaltung, unseren Festen, unseren Vergnügungen und unseren verschiedenen Ritualen müssen wir zeigen, dass Christen diejenigen kulturellen Normen und Praktiken der sri-lankischen Kultur praktizieren können, die nicht im Widerspruch zu ihrem Glauben stehen. Die Akzeptanz der Homosexualität, von der Sri Lanka weiß, dass sie aus dem Westen kommt, wird sich negativ auf das Zeugnis der Kirche auswirken.

Wie geht die Kirche mit Homosexuellen um?

Die Kirche kann Homosexualität nicht gutheißen, aber sie kann Homosexuelle in der Kirche und in den Häusern ihrer Mitglieder willkommen heißen. Sie sollten nicht verurteilt oder abgelehnt, sondern willkommen geheißen und seelsorgerlich betreut werden. So wie Christus die Sünder freundlich aufgenommen hat, ohne ihre Sünde zu bejahen, müssen auch wir seinem Beispiel folgen. Auf der Grundlage unserer Überzeugungen können wir jedoch weder die Eheschließung von Homosexuellen feierlich begehen noch Homosexuelle ordinieren. In der Tat können wir praktizierenden Homosexuellen in unseren Kirchen keine Leitungsposition geben, weil, wie Paulus sagt, »ein Leiter ein vorbildliches Leben führen und nicht ein Stolperstein für schwächere Brüder sein sollte« (1. Timotheus 3). Diese sollten Menschen haben, die ihnen helfen, ihre Sünde zu bekämpfen, und sie motivieren, die Homosexualität aufzugeben. Wenn Homosexuelle die Werkzeuge der Beratung, des Gebets, der Freundschaft, der Psychotherapie und die Ressourcen des Wortes Gottes nutzen, werden sie verändert werden – »denn bei Gott sind alle Dinge möglich.« (Matthäus 19,26)

Die Methodistische Kirche in Sri Lanka ist entschieden dagegen, Homosexualität anzuerkennen, mit der Begründung, dass die Heilige Schrift dies verbietet und es daher nicht Gottes Wille ist. Homosexualität widerspricht dem gesamten Konzept der Ehe, die Gottes erwählter Weg ist, um das Geschenk der Sexualität zu nutzen. Wir heißen Homosexuelle jedoch in unseren kirchlichen Gemeinschaften willkommen, begegnen ihnen mit Liebe und sind seelsorgerlich für sie da. Wir werden ihnen auch helfen, ihre sexuelle Orientierung zu überwinden und zu Menschen zu werden, die ein Leben im Einklang mit Gottes Plan führen. ■

Foto: privat



Duleep Fernando, Pfarrer i. R. der Methodistischen Kirche in Sri Lanka (MC-SL), war Präsident der MC-SL von 1995 bis 2000). Gegenwärtig ist er ehrenamtlicher Kaplan des Theologischen Seminars von Colombo.

Dieser Artikel ist in englischer Sprache in der VEM-Zeitschrift »Mission Sparks. Academic Journal of Asia Region«: Discourse on Sexual Orientation and Gender Identity« (5/2018) erschienen. www.vemission.org

MEDITATION





HALTET IN EINIGKEIT ZUSAMMEN.

Römer, 12,16

BAUSTEIN KIRCHLICHEN DENKENS UND HANDELNS

Vortragsreise von Claudia Janel
in Indonesien

Von Marion Unger

Der Einfluss von interkultureller Vielfalt auf das religiöse und soziale Leben stand im Mittelpunkt einer Vortragsreihe, die Claudia Janel an Universitäten und diakonische Ausbildungsstätten von Kirchen der VEM in Indonesien führte. Die Professorin für Interkulturelle Theologie und Körperlichkeit an der Ruhr-Universität Bochum referierte vor Studierenden und Lehrenden zum Thema »Interkulturelle Theologie und Glaube in globaler Perspektive«. Damit gab sie aus europäischer Sicht Impulse an die indonesischen Kirchen, die eigene Theologie zu reflektieren und aus globaler Sicht neu zu bewerten.

»Die Erfahrung einer enormen kulturellen Vielfalt und ihre Auswirkung auf das Missionsverständnis sind in den Mitgliedskirchen der VEM ein wichtiges Thema«, resümiert Claudia Janel. Dieser Eindruck prägte die zweiwöchige Reise, in deren Verlauf sie Ausbildungsstätten auf Sumatra, Java und Nias besuchte. Mit ihren Vorträgen löste sie lebhaftere Diskussionen mit dem theologischen Nachwuchs aus. Der interreligiöse Dialog, der aus dem Zusammenleben von Menschen unterschiedlichen Glaubens erwächst, ist nach ihren Worten traditionell Teil der indonesischen Gesellschaft und – bezogen auf die dortigen christlichen Kirchen – »ein wichtiger Baustein des kirchlichen Denkens und Handelns«.

Das besondere Interesse der Theologin richtete sich auf die Vielfalt der Religionen in Indonesien, dem Land mit der weltweit größten muslimischen Bevölkerungsgruppe. »Religionsvielfalt ist dort von Staats wegen verboten«, erklärt sie und verweist auf die in der Verfassung festgeschriebene nationale Ideologie Pancasila. Deren Leitsätze sollen in dem Vielvölkerstaat Identität und Homogenität stiften. Diese von Claudia Janel als eine Art »zivile Religion« beschriebene Grundeinstellung stößt nach ihrer Beobachtung jedoch an Grenzen. »Das riesige Land ist im vorigen Jahrhundert aus politischen Interessen zu einer Nation geworden«, erläutert sie. »Eine solche Denkweise und gemeinsame Kultur muss aber von unten wachsen.«

So zeigte sich ihr in Bezug auf Mission und Dialog in den verschiedenen Regionen ein höchst unterschiedliches Bild. Während im Norden Sumatras mit der großen HKBP (Christlich-Protestantische Toba-Batakirche) das Christentum die Gesellschaft auch kulturell stark beeinflusst, präsentiert sich der Süden der großen Insel eher multikulturell. Auf Java, wo die Professorin auch an eine muslimische Fakultät eingeladen wurde, ist der christlich-islamische Dialog traditionell gut entwickelt. Störungen erfahre das Zusammenleben



Studentinnen der
Universität Duta Wacana
in Yogyakarta



Prof. Claudia Jahnel (3.v.re.) mit Kollegen des VEM-Regionalbüros in Pematangsiantar, Homar Distajo (links), Yuli Gülo (2.v.li.), Petrus Sugito (4.v.li.) und Ira Sitorus (rechts) sowie Julius Simaremare (Dozent am Theologischen Seminar der HKBP; 3.v.li.), Togar Simatupang (Bischof der GKPA; 4.v.re.) und Dorkas Orienti Daeli (Generalsekretärin der BNKP; 2.v.re.)



Die Erfahrung einer enormen kulturellen Vielfalt und ihre Auswirkung auf das Missionsverständnis sind in den Mitgliedskirchen der VEM ein wichtiges Thema.



durch Einflüsse eines Islam, der von außen in das Land getragen werde und der auf seine Durchsetzung als »wahre Religion« abziele, meint Claudia Jahnel. »Bestehende Konflikte können religiös verstärkt werden«, fasst sie ihre nach eigenen Worten »höchst spannende Erfahrung« des dortigen Aufenthalts zusammen. Auf der Insel Nias beobachtete sie offensichtlich ungleiche Bildungschancen zum Nachteil der Frauen. Auch bei der Ausbildung des theologischen Nachwuchses liege das Augenmerk vor allem auf den jungen Männern.

Die Vorträge der deutschen Professorin lösten ein lebhaftes Echo ihrer Zuhörerschaft aus. Wiederholt richteten Nachwuchs-Theologinnen und -Theologen, Diakonissen und Bibelfrauen (Bibelfrauen) Fragen nach der Situation in Deutschland an die Referentin. Sei nicht hier Mission notwendig, nachdem sich die Kirchen durch fortschreitende Säkularisierung unter Druck sähen? Sei die deutsche Gesellschaft islamfeindlich oder einfach fremdenfeindlich? – So lauteten Fragen, die an sie herangetragen wurden. »Der christliche Glaube prägt unsere Kultur in Deutschland immer noch sehr stark«, erwiderte Claudia Jahnel. Das löste wiederum die Frage aus, was dies für Menschen bedeute, die aus der Kirche austreten. In den Diskussionen, vor allem in den städtischen Regionen, sprachen die jungen Leute Themen an, die in Indonesien oft als tabu gelten. Dazu gehörten der Zusammenhang von Religion, Rassismus und Streben nach politischer Unabhängigkeit am Beispiel der indigenen Bevölkerung von Westpapua oder auch die Themen Menschen- und Frauenrechte sowie Homosexualität.

»Die VEM bietet den indonesischen Kirchen die große Chance einer Solidargemeinschaft, in der die eine Welt dezentral als die Eine Welt gelebt wird«, äußert sich Claudia Jahnel zur Rolle der Kirchengemeinschaft in dem multireligiös und multikulturell geprägten Land. Dabei sei das Thema Mission immer noch im Wandel zwischen Tradition und Moderne begriffen. Am Beispiel der zahlreichen Projekte zur Trauma-Heilung in den verschiedenen Mitgliedskirchen der VEM beschreibt sie die erfolgreiche Entwicklung einer Methode aus dem traditionellen Tanz heraus. »Es ist ein wahnsinniger Reichtum, der sich dort entfaltet«, meint sie. Mit der Menschenrechtsarbeit, Projekten zu Klimaschutz oder Diakonie könne die VEM viel zur Bewusstseinsbildung beitragen. Eine wichtige Rolle spiele dabei der GLEP-Prozess des globalen Lernens aus ökumenischer Perspektive. ■



Marion Unger ist freie Journalistin.



Berthe mit ihrem Mann Ephraim Ndagijimana

PASTORIN BERTHE NYIRANSABIMANA: IM LEID GETRAGEN – BESCHENKT, UM WEITERZUGEBEN

Von Claudia Schletter

Ihre lebendigen Augen lächeln mich an. Man sieht der jungen Pastorin aus dem Westen Ruandas nicht an, was sie in ihrem Leben schon alles durchgemacht hat. Und ebenso wenig, was sie bis heute schon alles auf die Beine gestellt hat. 2018 absolviert die 36-jährige dreifache Mutter ein zweijähriges Bachelor-Studium in Theologie am Bishop

**Berthe Nyiransabimana
ist verantwortlich für die
»Mothers' Union« ihrer Diözese.
Dort arbeitet sie mit Frauen
und Kindern.**

Barham College in Kabale, einer Stadt im Südwesten Ugandas. Gleichzeitig leitet die junge Pastorin eine eigene, im Aufbau befindliche Gemeinde in der Cyangugu-Diözese der Anglikanischen Kirche in Ruanda (EAR).

Wie sie allen Anforderungen als Mutter, Pastorin und Studentin gleichzeitig gerecht werden konnte, möchte ich wissen. »Ich habe mein Studium und die Tätigkeit als Pastorin stets als klaren Auftrag meiner Kirche angesehen, weil in meiner Diözese ein starker Mangel an ausgebildeten Fachkräften für den Aufbau neuer Gemeinden herrscht.«

Als Überlebende des Genozids 1994 handelt Berthe Nyiransabimana bis heute aus tiefer Dankbarkeit und sieht ihren Auftrag darin, ihr Wissen an andere Überlebende weiterzugeben. Zwar ist ihre Familie wie durch ein Wunder weitestgehend von den Massakern im April 1994 verschont geblieben, dennoch hinterließen die Schrecken des Genozids Spuren in Berthes Leben. Der Pastor, der bis dahin für die Schulgebühren des aus einer ländlichen Familie stammenden 14-jährigen Mädchens aufgekomen war, fiel dem Genozid zum Opfer. Um nun selbst ihre Schulausbildung zu finanzieren, hilft sie im Haushalt ihres Patenonkels, wo sie als »Mädchen für alles« die Pflichten einer Frau, nicht nur im Haushalt, zu erfüllen hat. Als sie ungewollt schwanger wird, verlässt sie das Haus und flieht zu ihrer Großmutter zurück aufs Land.

Aus einer tiefen persönlichen Krise hilft ihr 2004 während einer Jugendkonferenz der EAR das ermutigende Zeugnis einer Überlebenden, die ähnliche Erfahrungen wie Berthe gemacht hatte. Anstatt vor ihrem Schicksal zu kapitulieren, entscheidet sie sich für den Weg der Vergebung und lernt, ihre eigenen traumatischen Erfahrungen in eine positive Kraft umzuwandeln, um anderen Überlebenden des Genozids ein lebenswertes Leben zu ermöglichen.

Der Archidiakon (archdeacon) ihrer Diözese ermutigt Berthe, Pastorin zu werden. Sie fühlt sich berufen, der Gemeinschaft zu dienen und die Frohe Botschaft des Evangeliums weiterzugeben. Als einzige Frau unter 21 Studierenden im theologischen College in Kigali macht sie ihr Theologie-Diplom. Hier lernt sie auch ihren heutigen Ehemann, Ephraim Ndagijimana, kennen. 2014 wird Berthe als erste weibliche Pastorin der Cyangugu-Diözese ordiniert.



Ein Stipendium der VEM ermöglicht ihr und ihrem Ehemann ein Bachelor-Studium (2016 bis 2018) am Bishop Barham College in Kabale, Uganda. Mit einem soliden Grundwissen in Theologie, kirchlicher Organisation, Gemeindeaufbau und Führungskompetenz ist sie nun gut gerüstet, um eine eigene Gemeinde aufzubauen und zu leiten. Dankbar ist sie für ihre Qualifikation als Stärkung und Ermutigung für ihre pastorale Arbeit.

Als Gemeindeleiterin leistet sie wahre Pionierarbeit in ihrer Region. Berthe macht Hausbesuche, fragt die Menschen nach ihren Bedürfnissen und lädt sie in die Gemeinde ein, wo sie Lebenshoffnung finden und ihnen gleichzeitig praktische Hilfen angeboten werden. Besonders am Herzen liegen der jungen Pastorin dabei Frauen und Kinder. Seit 2012 ist sie verantwortlich für die »Mothers' Union«* ihrer Diözese. Dort arbeitet sie mit Frauen und Kindern. Sie bietet Schulungen an und ermöglicht den Frauen Einkommen schaffende Projekte.

Aus ihren eigenen Erfahrungen eine positive Kraft zu schöpfen und diese mit anderen Überlebenden zu teilen, sieht sie als ihre Berufung. »Versöhnung nach dem Genozid ist nur möglich, wenn die Überlebenden, ungeachtet ihrer Herkunft und Geschichte, alles miteinander teilen: ihre Erfahrungen, ihr Land und ihr Leben.« ■

* Die Mothers' Union ist eine weltweite Organisation, die ihren Hauptsitz in Großbritannien hat und mit verschiedenen Kirchen zusammenarbeitet. Die Mothers' Union ist davon überzeugt, dass die Familie die Grundlage von Friedensförderung, Versöhnung und nachhaltiger Entwicklung ist. Ein Ziel der Mothers' Union ist es unter anderem, zur ganzheitlichen Entwicklung von Familien beizutragen.



Claudia Schletter ist Mitarbeiterin im Stipendienprogramm der VEM.

» EINER TRAGE DES ANDERN LAST «

Von Dyah Ayu Krismawati

Corona und LGBTQIA* sind zwei unterschiedliche Themen, aber es gibt einen Aspekt, der diese beiden Themen verbindet, nämlich die Haltung vieler Menschen, die urteilen, ablehnen und ausgrenzen.

Obwohl Corona auch einige gute Entwicklungen mit sich gebracht hat, wie die vielfältige Nutzung von Kommunikationsmedien und ein besseres Verständnis von Hygieneanforderungen, so gibt es doch ebenso besorgniserregende Reaktionen. Beispielsweise wird berichtet, dass Personen mit asiatischem Aussehen von Menschen in Europa und Amerika beleidigt und ausgegrenzt werden, weil sie als Virusträger verdächtigt werden. Eine ähnliche rassistische Behandlung haben interessanterweise auch Afrikanerinnen und Afrikaner in China oder Weiße in einigen afrikanischen und asiatischen Ländern erlebt.

Medizinisches Personal wird gezwungen, seine Mietwohnungen zu verlassen, weil befürchtet wird, dass es in seiner Wohnumgebung Corona verbreiten könnte. In Indonesien gab es sogar Fälle, wo die Beerdigung von Corona-Toten verweigert wurde aus Angst, sie könnten immer noch das Virus verbreiten.

Verdächtigt, verurteilt, abgelehnt und ausgegrenzt – Ähnliches erlebt die LGBTQIA+-Community in vielen Orten. In den Augen konservativer religiöser Menschen sind Mitglieder der LGBTQIA+-Community häufig unmoralisch, verlogen, unrein, unnatürlich, ein schlechter Einfluss auf die Gesellschaft und gar Freunde des Teufels. Anhänger einiger radikaler Gruppen finden sogar, LGBTQIA+-Menschen sollten auf grausame Weise umgebracht

werden. Ein schrecklicher Gedanke. Viele LGBTQIA+-Menschen werden Opfer von Gewalt und Ausgrenzung, weil es die Auffassung gibt, dass im Himmel kein Platz für sie sei.

Verurteilung und Ausgrenzung von Menschen aufgrund von Aussehen, Beruf oder sexueller Orientierung spiegeln sicherlich nicht das Vorbild Jesu Christi wider. In der Bibel steht, dass Jesus immer wieder dazu ermutigt, empathisch und solidarisch zu sein mit denen, die schwach, ausgegrenzt und gedemütigt sind. Jesus geht nicht nur aktiv auf Kranke, Sünder, Zöllner, Witwen und Arme zu. Jesus identifiziert sich sogar mit ihnen: *»Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.«* (Matthäus 25,40)

Empathie und Solidarität mit den Leidenden und Ausgegrenzten sollte unsere Aufgabe sein, auch in Zeiten der Pandemie. Die Botschaft ist klar: *»Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.«* (Galater 6,2). ■

* LGBTQIA+ (lesbische, schwule, bisexuelle, transgender, queere, intersexuelle und asexuelle Menschen)



Dr. Dyah Ayu Krismawati ist Leiterin der Abteilung Asien der Vereinten Evangelischen Mission.



© Foto: Zakaria Mnkai / VEM

LERNEN, PROBLEME SELBER ZU LÖSEN

Claude Munyanbahire begutachtet seine Früchte auf seinem Grundstück.

Die Geschichte einer sozioökonomischen Entwicklung

Claude Munyanbahire und seine Frau Valentine Byukusenge aus Ruanda haben zwei eigene Kinder und einen Adoptivsohn. Hier erzählt er seine Geschichte:

Früher gehörten wir zur ersten sozioökonomischen Kategorie und der Staat übernahm die Kosten unserer Krankenversicherung. Es war ein sehr hartes Leben und wir hatten Probleme, auch nur eine Mahlzeit am Tag zu bekommen. Wir besaßen kein Land, auf dem wir Feldfrüchte hätten anbauen können. Trotzdem wurden wir als Bauern bezeichnet, nur damit wir einem Produktionssektor zugeordnet werden konnten. Zurzeit wird unsere Familie in die sozioökonomische Kategorie zwei eingereiht, und wir tun unser Bestes, um in die dritte Kategorie aufzusteigen.

Als der von der VEM unterstützte Interdiözesane Dienst für ländliche Entwicklung (RDIS) das Programm »Church and Community Transformation« in unserem Distrikt Gisagara (Bezirk in der südlichen Provinz Ruanda) einführte, gehörte ich mit zur ersten Gruppe von Schulungsteilnehmern. In diesem Kurs lernten wir, wie wir Probleme selbst lösen können, indem wir die verfügbaren lokalen Ressourcen nutzen.

Unmittelbar nach der Schulung gründeten wir eine Spar- und Kreditgruppe, in der jeder von uns monatlich 1000 Ruanda-Franc (RWF) sparte. Sechs Monate später erhielt ich einen Kredit über 20.000 RWF, mit dem ich Land pachtete. Dort baute ich Tomaten an und mit Gottes Hilfe erntete ich so viel, dass es für meine Familie ausreichte und ich auch

noch Tomaten an Nachbarn und auf dem örtlichen Markt verkaufen und 161.000 RWF einnehmen konnte.

Das hat mich sehr motiviert. Mit dem Geld kaufte ich einen jungen Bullen (120.000 RWF), zahlte meinen Kredit plus Zinsen (21.000 RWF) zurück und pachtete für 20.000 RWF ein zweites Stück Land. Die Ernte von diesem Feld versorgte nicht nur unsere Familie mit Tomaten, sondern brachte auch noch 80.000 RWF ein. Zur gleichen Zeit verkauften wir unseren Bullen, der inzwischen ausgewachsen war. Dadurch konnten wir eigenes Land im Wert von 200.000 RWF kaufen und andere grundlegende Bedürfnisse unserer Familie abdecken. Das machte uns stolz und wir pachteten drei weitere kleine Grundstücke. Die Ernte von diesem Land ergab 140.000 RWF. Daraufhin liehen wir uns 160.000 RWF bei unserer Spargruppe und kauften ein zweites Stück Land, auf dem wir Bananenbäume pflanzten. Wir sind glücklich, weil wir durch den Bananenbau unseren Kredit zurückzahlen und eine Kuh kaufen konnten. Jetzt haben wir Milch für uns und unsere Kinder und unser Leben hat sich verbessert – durch die guten Beziehungen zu unserer Spargruppe, den vierteljährlichen Gewinn aus dem Anbau von Obst und Gemüse und durch unsere Kuh. Schließlich kauften wir ein drittes Stück Land und besitzen jetzt Land im Wert von insgesamt 1.200.000 RWF (umgerechnet etwa 1.100 Euro). Alles, was wir erreicht haben, ist ein Ergebnis der Schulungen, die der RDIS organisiert hat und die uns mit den notwendigen Fertigkeiten ausstatten sollten, unsere Probleme selbst anzugehen und unsere Lebensbedingungen zu verbessern. Ich bin dem RDIS sehr dankbar. ■

»SOLIDARITÄTS- NETZWERKE AUFBAUEN«

Von Homar Distajo

»**P**andemiebewältigung« war das Thema des ersten virtuellen Workshops, zu dem das VEM-Regionalbüro Asien im Rahmen der sogenannten Joint Programmes (Gemeinsame Programme) am 9. Juni 2020 eingeladen hatte. 44 Vertreterinnen und Vertreter hauptsächlich asiatischer VEM-Mitgliedskirchen nahmen an dem Workshop teil. Darunter waren Kirchenleitende, die zuständigen Mitarbeitenden für die jeweiligen Pandemie-Maßnahmen der Kirchen, Mitarbeitende der beiden Regionalbüros sowie die Leiterin der Asienabteilung, Pfarrerin Dr. Dyah Ayu Krismawati, mit Vertretern der VEM-Corona-Taskforce und Gäste von Mission 21 sowie Studierende und Alumni des Diakoniemanagement-Studiengangs. Aufgrund der anhaltenden Reisebeschränkungen tagten sie via Zoom-Konferenzschaltung.

Ziel des Workshops war es, die Kapazitäten der Mitgliedskirchen bei der Bewältigung von Krisen (vor, während und nach der Krise) in katastrophengefährdeten Gemeinden, und hier vor allem in den von der Corona-Pandemie betroffenen Gebieten, zu fördern. Die Teilnehmenden der Konferenz tauschten sich über ihre Programmaktivitäten als Reaktion auf die Pandemie, ihre gewonnenen Erkenntnisse aus den Aktivitäten und über ihre weiteren Pläne für die Zeit nach der Pandemie aus. Außerdem wurden die Möglichkeiten, Netzwerke oder gemeinsame Aktionen gegen die Auswirkungen der Pandemie zu planen, genutzt. Krismawati betonte die große Bedeutung von lokalen, regionalen und globalen Netzwerken und deren Solidarität untereinander: »Bei jeder Katastrophe oder jedem Unglück kann niemand, keine Kirche, keine Gemeinschaft, keine Nation das Problem allein lösen. Sie brauchen einander und müssen voneinander lernen, um sich in der schwierigen Zeit gegenseitig zu stärken.« Sie rief dazu auf, »Solidaritätsnetzwerke aufzubauen«.

Die Konferenzschaltung erlaubte auch die Arbeit in Kleingruppen. Als Ergebnis daraus schlugen die Teilnehmenden

fünf gemeinsame Aktionen für die Zeit nach der Pandemie vor: 1. Entwicklung der Ernährungssicherheit durch kleine Projekte in der ökologischen Landwirtschaft; 2. Unterstützung des wirtschaftlichen Aufschwungs durch den Aufbau einer Online-Plattform für den Verkauf von Produkten und die Gewährung von Krediten zur Gründung von Kleinunternehmen; 3. Posttrauma-Heilung durch Seelsorge und Beratung sowie Durchführung von Schulungen zum Aufbau von Kapazitäten in der Seelsorge und für psychosoziale Aktivitäten; 4. Schulung über virtuelle Seelsorge und Ausbildung; 5. Fortbildungsworkshops zur Katastrophenbewältigung.

Alle Beteiligten zeigten sich am Ende des virtuellen Workshops zufrieden und empfanden die Online-Konferenz als großartige Erfahrung.



Homar Distajo ist Programmreferent im VEM-Asienbüro in Pematangsiantar.



DIGITALE FORMATE FÜR DIE BILDUNGSARBEIT DER VEM

Von Sarah Vecera

Der globale Lockdown hat uns auch in der Abteilung Deutschland im Frühjahr dieses Jahres schwer getroffen. All unsere international geplanten Programme konnten in ihrer Form nicht stattfinden und so einiges musste umdisponiert werden. Mittlerweile haben wir uns gut auf die neue Situation eingestellt und viele unserer Bildungsprogramme digitalisiert.

Videokonferenzen gehören heute zu unserem Alltag und wir merken, wie eng wir dadurch mit unseren Kolleginnen und Kollegen aus den Regionalbüros zusammenarbeiten. Da wir im Missionshaus physisch keine gemeinsamen Andachten mehr feiern und auch die Kaffeepause individuell gehalten wird, kann es vorkommen, dass wir die Mitarbeitenden in Pematangsiantar und Daressalam häufiger »sehen« als die im Flur nebenan.

Es hat sich so einiges verändert:

- Für die meisten unserer Programme haben wir digitale Formate gefunden. Die Professionalisierung unserer eigenen E-Learning-Plattformen und die Entwicklung digitaler Didaktik und Methodik stehen daher im Fokus der Arbeit des VEM-Bildungsteams – in Zusammenarbeit mit den Regionalbüros Afrika und Asien.
- Mittlerweile hat sich das Bildungsteam im Bereich digitale Bildung so viel Know-how angeeignet, dass es Kolleginnen und Kollegen schult und begleitet auf dem Weg, ihre Programme weiter zu digitalisieren.

- Ein Highlight wird vor allem die Deutsche Regionalversammlung sein, die zum ersten Mal digital ausgerichtet wird.
- Das Netzwerktreffen der Jungen Erwachsenen der VEM findet eigentlich einmal jährlich an einem Wochenende statt. Jetzt treffen sich die jungen Leute einmal pro Monat mit Kaffee, Interaktion, Projektentwicklung und zur Vernetzung per Video.
- Die Examenstion des internationalen Masterkurses Diakonie Management wird digital durchgeführt. Das heißt, auch Abschlussprüfungen und die Verteidigung der Masterthesen werden digital verlaufen. Wegen der Coronakrise wurde jedoch die Abgabefrist verlängert, da weltweit Bibliotheken geschlossen hatten und empirische Studien aufgrund von Kontaktverboten zeitweise nicht durchgeführt werden konnten.

Auch für unsere tägliche Andacht im Missionshaus haben wir ein digitales Format gefunden. Einmal wöchentlich feiern die Mitarbeitenden der VEM die Andacht per Videokonferenz. Jedes Mal ist es eine große Wiedersehensfreude und ein positiver Impuls, wenn sich Kolleginnen und Kollegen beispielsweise aus Westpapua, Tansania, dem Kongo und Deutschland begrüßen und miteinander beten.

Wer nun denkt, so eine Andacht würde er/sie auch gerne miterleben, kann in unserem Podcast einen kleinen Einblick in Predigten mit ökumenischer Perspektive bekommen. Wir sind froh, dass wir diesen schon zu Beginn des Jahres eingeführt und in unserer Arbeit etabliert haben.



 [predigtpodcast](#)

Insgesamt sind wir froh darüber, weiterhin mit allen Kooperationspartnerinnen und -partnern gut vernetzt zu sein und auch in und außerhalb der Region Deutschland im regen Austausch zu stehen. Letztlich sind wir sogar in dieser Krise als weltweite Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen enger zusammengerückt. Wir wissen auch, dass all dies die physischen Begegnungen nicht ersetzen kann, aber für manches haben wir gute Alternativen gefunden und können schließlich langfristig Flüge sparen und unsere Umwelt schützen. ■



Sarah Vecera ist stellvertretende
Abteilungsleiterin Deutschland der VEM.

GEMEINSAM GEGEN COVID-19 20.000 EURO FÜR 2.000 FAMILIEN IN AFRIKA UND ASIEN

Die Spendenaktion der VEM-Mitarbeitenden in Deutschland

Am 28. April startete die Mitarbeitervertretung (MAV) der Vereinten Evangelischen Mission eine Spendenaktion – weit vor internationalen Spendenaufrufen. Sie rief die 70 deutschen Kolleginnen und Kollegen auf, gemeinsam bis zum Ende des Jahres 20.000 Euro zu spenden, um 2.000 betroffene Familien in Afrika und Asien mit Lebensmitteln zu unterstützen.

Die MAV freut sich, dass bereits viele Mitarbeitende, deren Familien und Freunde spontan gespendet haben. Manche auch schon mehrfach. Der Aktion kamen auch die Erlöse aus dem Verkauf von selbst genähten Mund- und Nasenschutzmasken zugute. Mit großer Mehrheit stimmten die Mitarbeitenden zu, auf den jährlichen Betriebsausflug zu verzichten und stattdessen den vorgesehenen Betrag zu spenden.

Vielen Dank! – Fast die Hälfte wurde schon erreicht. Das ist toll! In den kommenden Monaten werden noch weitere Spenden gebraucht, um das Spendenziel zu erreichen. ■

Spenden bitte gerne an:

Vereinte Evangelische Mission
DE45 3506 0190 0009 0909 08
Verwendungszweck: MA-Initiative



Lebensmittelpakete für Bedürftige



PARTNER IN DER NOT

Der Kirchenkreis An der Agger unterstützt tausende Familien in den indonesischen Partnergemeinden der Christlich-Protestantischen Toba-Batakkirche (HKBP) mit Lebensmittelpaketen

Im April erhielten die Partnerschafts-Verantwortlichen die ersten Hinweise, dass tausende Menschen in den Partnerkirchenkreisen Medan Aceh und Dairi dringend Hilfe benötigen. Aufgrund der Krise verloren viele ihre Arbeit, gleichzeitig stiegen die Nahrungsmittelpreise sprunghaft an. Seit Ende April unterstützt die Kirche vor Ort gezielt Not leidende Familien, Alleinerziehende und Witwen mit Lebensmittelpaketen. Mit nur 25 Euro kann eine Familie auf der indonesischen Insel Sumatra einen Monat versorgt werden. Ein Wochenpaket im Wert von 6,25 Euro enthält fünf Kilogramm Reis, zwei Liter Palmöl, ein Kilogramm Zucker, Eier, Zahnpasta und Dinge des täglichen Bedarfs.

Um möglichst vielen Familien zu helfen, wurden die Gemeinden im Kirchenkreis An der Agger um Spenden für Lebensmittelpakete gebeten. Dem Aufruf folgten zahlreiche Spenderinnen und Spender, sodass von Anfang Mai bis Ende Juli wöchentlich 600 Familien mit Lebensmittelpaketen versorgt werden konnten. Der Superintendent und die Partnerschaftsverantwortlichen freuen sich über die große Solidarität mit den Menschen, die in eine Notlage geraten sind. ■

»CARE AND SHARE« – GELEBTE SOLIDARITÄT!

Eine Spendenaktion von Mitarbeitenden der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche in Westfalen für Not leidende Kolleginnen und Kollegen in Afrika und Asien

Von Sabine Schneider

Die Leitenden der Referate für Ökumene, die Pfarrvertretungen und die Mitarbeitervertretungen der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche von Westfalen riefen Mitte Juni die Spendenaktion »Care and Share« ins Leben. Sie baten die kirchlichen Mitarbeitenden der beiden Landeskirchen, die Not leidenden Kolleginnen und Kollegen in Afrika und Asien zu unterstützen. Damit haben sie einen Nerv getroffen. Der Zuspruch ist überwältigend und beweist eine große Solidarität. Hunderte Spenden und Unterstützungszusagen gingen zwischenzeitlich unter dem Stichwort »Care and Share« ein.

Aufgrund einer erfreulich hohen Beteiligung, stellte die Vereinte Evangelische Mission im Rahmen der Solidaritätsaktion »Care and Share« eine Soforthilfe in Höhe von 250.000 Euro bereit. Die bisherige Resonanz weckt die Zuversicht, dass dieser Betrag sich bis zum Jahresende durch weitere Spenden noch erhöht.

Die täglichen Berichte über die weltweite Coronakrise kursieren seit Monaten in allen Medien. Was die Situation konkret für die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den partnerschaftlich verbundenen Kirchen bedeutet, wurde im Laufe der Monate April und Mai deutlich, als zunehmend bewegende Berichte und Briefe in den Ökumenereferaten der Landeskirchen und bei der VEM eingingen.

Seit Monaten können viele Gemeinden die Gehälter für kirchliche Mitarbeitende nicht mehr aufbringen. Das kirchliche und schulische Leben ist fast zum Erliegen gekommen. Damit fallen die wichtigsten Einnahmequellen wie Kollekten und Schulgebühren weg. Pfarrerrinnen und Pfarrer, das Lehrpersonal und Angestellte der Kirchen stehen vor einer doppelten Herausforderung: Sie kümmern sich trotz erschwelter Kontaktmöglichkeiten und beschränkter Mittel um betroffene Menschen und können ihre eigenen Familien selbst nicht mehr mit dem Nötigsten versorgen.

An dieser Stelle greift die Solidaritätsaktion »Care and Share«. Die Kirchen setzen die Gelder aus dieser Spendenaktion gezielt für Mitarbeitende ein, die durch die gegenwärtigen Umstände in besondere Notlagen geraten sind.

Nach Beendigung dieser gemeinsamen Solidaritätsaktion wird die VEM allen Spenderinnen und Spendern einen Abschlussbericht vorlegen. ■

© Foto: Fotostudio Kepper / VEM



Sabine Schneider ist Mitarbeiterin im Team Projekte und Spenden bei der VEM.



Vielen Dank allen Beteiligten für das tolle Engagement an einer beispielhaften Kooperation!



ARCHIV- UND MUSEUMSSTIFTUNG DER VEM

DIE MISSION IN ZEITEN DER PANDEMIE

Von **Christoph Schwab**

Geschichte wiederholt sich nicht. Und doch gleichen sich manchmal die Bilder und die Prüfungen für die Menschen ihrer jeweiligen Epoche. Vor genau 100 Jahren traf die damals oft noch jungen Gemeinden, die später zu den Mitgliedskirchen der VEM wuchsen, schon einmal eine Pandemie. Die sogenannte Spanische Grippe verbreitete sich weltweit. Wahrscheinlich etwa 500 Millionen Menschen erkrankten, bis zu 50 Millionen starben an der Infektion mit dem Virus. Nicht nur in Europa und Deutschland forderte die Krankheit in den Jahren von 1918 bis 1921 viele Menschenleben. Auch in den ehemaligen Missionsgebieten der Rheinischen Missionsgesellschaft und der Bethel Mission in Afrika und Asien griff die Krankheit um sich. Und die jungen christlichen Gemeinden mussten mit den Auswirkungen dieser Pandemie umgehen. Wir haben die aktuelle Situation zum Anlass genommen, einmal in den Akten und Berichten der Archiv- und Museumsstiftung der VEM nachzuforschen, wie über die Situation damals berichtet wurde. Die folgenden Auszüge aus Berichten, die Deutschland in diesen Jahren erreichten, erwecken manchmal den Eindruck, sie könnten in den vergangenen Wochen verfasst worden sein – nicht nur in der Schilderung der Ängste und des Leidens, mit denen die Gemeindeglieder, ihre Missionare, Missionarinnen und Missionsschwestern konfrontiert waren, sondern auch was die tatkräftige Hilfe betrifft, die angesichts der Krise wo immer möglich all jenen geleistet wurde, die sie besonders dringend benötigten.



© Foto: AMS

Schwester Clara Zenker berichtete aus der Schule in Lagoboti (Sumatra, 1919):

»Wir gedachten im August und September unter günstigeren Umständen arbeiten zu können, aber da wurde es noch schlimmer. Die Spanische Krankheit hielt ihren Ein-

zug. Sie trat zwar das erste Mal nur sehr leicht auf, aber die Eingeborenen haben in ihren Häusern so wenig Schutz gegen die Nachtkälte. Ihre dünnen Kleider nützen wenig, denn die erbärmlichen Stoffe, die jetzt auf den Markt kommen, fallen den Leuten oft schon nach der ersten Wäsche in Lumpen vom Leibe. So zog sich die Krankheit meist sehr in die Länge. Von Dorf zu Dorf gehend, sah man überall ein Bild des Jammers neben dem andern. Im Oktober schien es zunächst etwas besser zu werden, aber dann setzte die Krankheit um so schlimmer wieder ein und nahm immer gefährlichere Formen an. Wie oft hörten wir,

wenn ein Kind nach langer Zeit wieder zur Schule kam: »Brüderchen tot, Mutter tot, Schwesterchen krank, ich selber krank.« Und die schmalen, fast weiß gewordenen Backen und die tief liegenden Augen bestätigten die Wahrheit nur allzu nachdrücklich. Trotzdem konnten wir unsere Schar doch bis Ende Januar zusammenhalten und noch einen würdigen Schulabschluss begehnen.«

Aus Südafrika berichtet Missionar Holzapfel (1919):

»In der Kap-Kolonie, wo die Grippe ganz besonders heftige Verwüstungen angerichtet hat, ist sie auch wieder erloschen. [...]

Missionar Holzapfel in Tulbagh schreibt über die Krankheitszeit in seiner Gemeinde [...] noch folgendes: [...] Seit Anfang Oktober herrscht im Lande eine schwere Influenza-Epidemie. Auch hier in Tulbagh ist sie sehr heftig aufgetreten. Die meisten meiner Gemeindeglieder sind krank gewesen. [...] Ungefähr 30 Personen sind in den letzten 6 Wochen in der Gemeinde gestorben, abgesehen von vielen anderen, die nicht zur Gemeinde gehören. Ich bin von Haus zu Haus gegangen und von Grab zu Grab. [...] Gott sei Dank bin ich selbst gesund geblieben. [...] Wir haben in Tulbagh als auch in Steintal Suppenküchen eingerichtet, um für die Ärmsten zu kochen. [...] Das Gemeindeleben hat natürlich sehr gelitten in dieser Zeit. Die Sonntagmorgengottesdienste wurden nur sehr schwach besucht und die Abendgottesdienste waren alle eingestellt. Die Schulen waren sechs Wochen geschlossen. Erst letzten Montag haben wir wieder einen Anfang gemacht. Das hl. Abendmahl konnte im Oktober nicht gehalten werden, wir hoffen indes, es in den nächsten Wochen feiern zu können. Möchte die schwere Zeit der Gemeinde nur auch zum ewigen Segen gewesen sein! Bei jeder Gelegenheit habe ich auf die ernste Stimme und den kräftigen Arm Gottes hingewiesen, 2. Sam. 24, Ps. 91, Jerm. 30, Offenb. 6 und 9 boten passende Texte.«



© Foto: AMS



Christoph Schwab ist Kurator der Archiv- und Museumsstiftung der VEM.

Den ganzen Artikel können Sie hier www.amsdervem.de lesen.

LEBEN ALS GEMEINSCHAFT MITTEN IM »SOCIAL DISTANCING«



Gedanken in der Corona-Zeit

Von **Stephanie Franz**

Die Schwesterngemeinschaft innerhalb der VEM ist keine »Wohngemeinschaft«. Die meisten von uns leben verstreut in Deutschland, in unterschiedlichen Regionen, im Norden wie im Süden, im Westen und in der Mitte von Deutschland. In der Region Asien leben Schwestern auf der indonesischen Insel Sumatra und in der indonesischen Hauptstadt Jakarta und eine in Hongkong. Noch weiter voneinander entfernt sind die Schwestern, die in der afrikanischen Region leben: in Nairobi, in der Demokratischen Republik Kongo und in Südafrika.

Da könnte man meinen, dass uns das Abstandhalten nicht schwerfällt. Doch Corona hat auch uns Schwestern einen Strich durch unseren regelmäßigen Jahresablauf gemacht. Im Frühjahr finden immer unsere Regionaltreffen statt, die ein wichtiger Teil unserer Gemeinschaft sind. Man sieht sich und kommt miteinander ins Gespräch. Da nimmt man sich zur Begrüßung in den Arm, sitzt beieinander, redet »face-to-face« und betet in Gemeinschaft. Da wir nicht so viele dieser Begegnungen im Jahr haben, werden sie schmerzlich vermisst. Das gilt vor allem für die Regionen, in denen diese Treffen sowieso nicht mehr möglich sind, weil die Distanzen groß und der mit einem Treffen verbundene Aufwand sehr hoch sind. Denn es ist etwas anderes, ob ich mit einer Schwester telefoniere oder einer Schwester ins Gesicht sehen kann, wenn ich mit ihr rede.

Es zeigt uns, wie wichtig der persönliche Kontakt ist – nicht nur in unserer Gemeinschaft. Denn viele Schwestern vermissen nicht nur den persönlichen Kontakt, sondern sind auch eingebunden in ihre Gemeinden, besuchen Menschen, die einsam sind, engagieren sich für Flüchtlinge und helfen beim Einkauf. Alles Dinge, die einen persönlichen, körperlichen Kontakt entstehen lassen, der in den vergangenen Wochen wegfiel. Gegenseitige Aufmerksamkeit war und ist gefor-

dert, gerade auch bei Menschen, die die Einschränkungen nicht (mehr) verstehen konnten. Wie damit umgehen, um nicht sich selbst oder andere zu gefährden? Wie weiterhin auch als Leib Christi in der Welt sichtbar sein, wenn wir zuhause Gottesdienst feiern und nur virtuell eine Gemeinschaft sein können? Dabei sind durchaus interessante neue Formen von Gemeinschaft entstanden – Treffen per Zoom auch über Grenzen hinweg. Aber eigentlich hatten wir das auch schon vorher – Schwestern, die per Video aus dem Kongo oder Indonesien an unserem Schwesterntag teilnahmen. Aber das war die Ausnahme und sollte nicht zur Gewohnheit werden.

Wir hoffen, dass unser Schwesterntag im Herbst stattfinden kann – leider ohne Schwestern aus dem Ausland. Wir werden uns dann darüber austauschen, wie sich unser Leben verändert (hat). Und sicherlich zu einem Punkt kommen: Ja, unsere Gemeinschaft ist keine räumlich enge Gemeinschaft, aber wir brauchen, so wie alle anderen auch, immer wieder Zeiten der persönlichen, leiblichen Begegnung. ■



Stephanie Franz ist Mitglied im Leitungsteam der Schwesterngemeinschaft der VEM.

Vor Corona im Gespräch: Angélique Uwumuremyi, Käthe Glücks und Irene Girsang (v.li.)





Jan Feddersen und Philipp Gessler
Phrase unser
 Die blutleere Sprache der Kirche
 184 Seiten
 Claudius Verlag
 München 2020
 ISBN 978-3-532-62844-7
 20 Euro

Die Klagen werden immer lauter, dass der Kirche die Menschen weglaufen. Ein Grund dafür ist, dass die Kirche ihre Mitglieder sprachlich nicht mehr erreicht. Die Sprache der Kirche und die Kirche selbst stecken in einer Krise. Dabei hat sich das Christentum traditionell von Anfang an mit der Kraft, Wirkung und Grenze der Sprache beschäftigt. Dies zeigt der Brief des Apostel Paulus von Tarsus an die christliche Gemeinde von Korinth (Kapitel 14, 10f) etwa um das Jahr 55 nach Christus. Das zentrale Mittel des Christentums zur Verkündigung war und ist die Sprache. Ein Christentum und eine Kirche ohne Sprache sind undenkbar.

Die kirchliche Sprache ist in ihrer Vielfalt von enormer Bedeutung, denn das Wort ist nach wie vor ihr zentrales Verkündigungsinstrument in die Gesellschaft hinein. Fatal ist es, wenn eine Kirche mit ihrer Sprache nur noch die Ihrigen, die Gläubigen, erreicht und nur noch von Ihnen verstanden wird. Denn dann isoliert sie sich und verliert alle, die diese Sprache nicht mehr berührt.

Das Buch zeigt konfessionelle Unterschiede auf, veranschaulicht, was die kirchliche Sprache verschweigt und benennt ihre Sprachlosigkeiten. Die Autoren weisen hin auf das sprachliche Vertuschen von Macht, Hierarchien und Gewalt. Die kirchliche Sprache ist zuweilen eine Sprache der Vorsicht und der Angst, sie meidet Klarheit und verdeckt Verantwortung. Sie simuliert eine Nähe, die sie in Wahrheit gar nicht besitzt. Schonungslos, aber in Sorge um das Verschwinden der Kirchen, zeigen Feddersen und Gessler, wie ausgeblutet der Jargon der Kirche inzwischen ist.



Jahrbuch Mission 2020
Fokus Schöpfung

Klimawandel. Umweltverantwortung. Öko-Theologie
 Missionshilfe Verlag
 Hamburg 2020
 343 Seiten
 11,80 Euro (Staffelpreise)

»Fokus Schöpfung«, jetzt erst recht. Denn auch wenn die Corona-Pandemie die Welt in Atem hält: Die Klima-Krise ist nicht verschwunden. Im Gegenteil. Um sie zu bewältigen, ist ein neues Denken nötig: in Kirche und Theologie, in Wirtschaft und Politik, in Konsum und Lebensstil. Davon sind die über 30 Autorinnen und Autoren dieses Jahrbuchs 2020 überzeugt, die aus der weltweiten Ökumene berichten. Corona hat gezeigt, dass Umsteuern möglich ist.

Das biblische »Macht euch die Erde untertan« muss neu buchstabiert werden. Hin zu einem respektvollen Miteinander, wie die Öko-Theologie es fordert. Die rasanten klimatischen Veränderungen mit Hitzewellen, Dürren oder zerstörerischen Orkanen scheinen jetzt fast zeitgleich ein globales Erwachen ausgelöst zu haben, von dem dieses Buch berichtet.

Die junge Fridays for Future-Bewegung, das ökumenische Klimapilgern, Baumpflanzungen am Kilimandscharo oder traditionelle Einbaum-Touren im Pazifik erzählen davon. In drei Kapiteln entfaltet das Jahrbuch eine neue Sicht auf die »Schöpfung als Geschenk und Aufgabe«, reflektiert neue Denkansätze und erzählt von Verortungen. Viele dieser Beispiele weltweit zeigen: Den Kirchen kommt eine Schlüsselrolle im Engagement für Klimagerechtigkeit zu – eine Jahrhundertaufgabe.

Ein themenorientierter Kunstteil, 20 Rezensionen und ein ausführlicher Adressenteil ergänzen das Jahrbuch.



Vereinte Evangelische Mission (Hg.)
Informieren - Weiterbilden - Mitmachen - Spenden
 Jahresbericht der VEM
 72 Seiten
 Wuppertal 2020
 Den Jahresbericht 2019 der Vereinten Evangelischen Mission gibt es in digitaler Form hier:
www.vemission.org/jahresbericht 2019

»Informieren, Weiterbilden, Mitmachen, Spenden«, seit Anfang dieses Jahres bilden diese vier Infitivte das strukturelle Gerüst der neu gestalteten Website der VEM. An dieser Struktur orientiert sich auch der Jahresbericht. Wir laden herzlich dazu ein, sich durch die Lektüre über ausgewählte Projekte zu informieren. Sollten Sie über eine der vorgestellten Initiativen mehr wissen wollen, im Sinne von »weiterbilden«, zögern Sie nicht, uns zu schreiben oder uns anzurufen. Und natürlich sind Sie zur Mitarbeit herzlich eingeladen. Die Vielfalt der Möglichkeiten zum »Mitmachen« steht daher im Vordergrund des Berichtes. Denn die Mission wird ja nicht nur von den Hauptamtlichen getragen, sondern auch – ideell und finanziell – von den vielen Tausenden, die sich in die Verantwortung für die Welt und füreinander gerufen wissen. Die Mission Gottes lebt von Ihrem Engagement. Dafür sagen wir herzlich »DANKE!«

Wir freuen uns über jedes Engagement, hören gerne neue Ideen, diskutieren mit Ihnen kritische Anfragen und Beiträge, leben von Ihren Erfahrungen aus der Vergangenheit und heute: All dies ist Teil der Mission. Daher laden wir Sie mit dem Jahresbericht dazu ein: Machen Sie bitte weiterhin mit!

Ihr
 Volker Martin Dally,
 Generalsekretär der Vereinten Evangelischen Mission

IMPRESSUM

Herausgeberin:

Vereinte Evangelische Mission
 Gemeinschaft von Kirchen
 in drei Erdteilen
 Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
 Postfach 20 19 63, 42219 Wuppertal
 Fon (02 02) 890 04 -0
 Fax (02 02) 890 04 -179
 info@vemission.org
 www.vemission.org

Klicken Sie sich rein und werden Sie Teil des Netzwerks der Vereinten Evangelischen Mission!

Soziale Netzwerke:

- @VEMission
- United Evangelical Mission
- @unitedinmission
- @VEMission

Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (gep)

»VEM-Journal« erscheint dreimal jährlich im Jahr im Verlag der Vereinten Evangelischen Mission
 Jahresbeitrag: 6,50 Euro, durch Spenden abgegolten.

Redaktion: Brunhild von Local (V.i.S.d.P.) von-local-b@vemission.org
 Fon (02 02) 890 04 -133

Adressänderungen: Meike Freyth
 freyth-m@vemission.org
 Fon (0202) 890 04 -194

Gestaltung: MediaCompany GmbH
 Rebekka Apostolidis
 Auguststraße 29, 53229 Bonn

Druck: Bonifatius GmbH,
 Paderborn, 2020
 August 2020; Auflage: 15.500

Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte, Rezensionsexemplare und Fotos übernehmen wir keine Haftung.

Leider ist es uns nicht überall gelungen, den Anforderungen an eine gendersensible Sprache gerecht zu werden. Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird in dieser Zeitschrift nicht durchgängig die grammatikalisch weibliche, männliche und intersexuelle Sprachform verwendet. Gemeint sind in jedem Fall alle Menschen.



www.blauer-engel.de/uz5



SPENDENKONTO
 Vereinte Evangelische Mission

KD-Bank eG
 Swift/BIC: GENO DE D1 KDD
 IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08

Mitglied der
actalliance





PROJEKT

DIE KIRCHEN IN AFRIKA UND ASIEN SIND IN DER CORONAKRISE BESONDERS HERAUSGEFORDERT

Noch immer hält das Coronavirus die Welt in Atem. Die Kirchen in Afrika und Asien sind besonders herausgefordert. Viele Menschen sind durch Ausgangssperren und Schutzmaßnahmen arbeitslos geworden. Ohne Einkommen und staatliche Hilfe wissen viele Familien nicht, wie sie über die Runden kommen. Um ihnen zu helfen, versorgen Kirchen Bedürftige seit Monaten mit Grundnahrungsmitteln wie Reis, Mais, Zucker, Mehl, und Öl.

Doch die Krise trifft auch die Kirchen hart. Seit Wochen dürfen keine Gottesdienste mehr gefeiert werden. So werden keine Kollekten mehr zusammengetragen, die ansonsten die Gemeindefarbeit aufrechterhalten. Kirchliche Schulen erhal-

Händewaschen rettet Leben: Mit sauberem Wasser aus dieser einfachen Sanitäreanlage gegen Covid-19.

ten keine Schulgebühren, weil kein Unterricht stattfindet. Ohne diese Einnahmen können die Gehälter von Pfarrerinnen und Pfarrern, Lehrpersonal und Kirchenmitarbeitenden nicht mehr aufgebracht werden. Gerade für die Pfarrerinnen und Pfarrer ist die Situation doppelt schwierig. Auf der einen Seite müssen sie mehr denn je den Menschen in der Gemeinden zur Seite stehen, während ihre eigenen Familien selbst in Not geraten.

Die Gemeinschaft der Vereinten Evangelischen Mission steht in dieser Situation im gemeinsamen Gebet, in Fürbitte und praktischer Hilfe füreinander ein. Bisher konnten den Kirchen weit mehr als eine Millionen Euro zur Verfügung gestellt werden. Bedürftige wurden mit Lebensmitteln versorgt, medizinische Einrichtungen der Kirchen unterstützt und Schutz- und Präventionsmaßnahmen gegen Covid-19 gefördert.

Ein Ende der Coronakrise ist leider noch nicht absehbar. Weitere Hilfen für die Menschen sind überlebenswichtig. ■



Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende und schließen Sie die betroffenen Menschen in Ihre Fürbitten ein.

Spendenkonto

Vereinte Evangelische Mission

IBAN DE45 3506 0190 0009 0909 08

Verwendungszweck: **Corona-Hilfe**

oder per Onlinespende über unsere Website

www.vemission.org/spenden/online-spenden.html

